

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom **Verein für Volkskunde** in Wien
mit Unterstützung der Emergency Society for German
and Austrian Art and Science.

Geleitet von

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXVIII. Jahrgang 1923

Wien 1923

Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsangabe.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

	Seite
Prof. Dr. M. Haberlandt: »Gesunkenes Kulturgut« und Gemeinschaftsgut	1
Josef Schatz: Von der bairisch-österreichischen Mundart	4
Leopold Teufelsbauer: Zwei alte Hochzeitsbräuche im Heim der Neuvermählten aus der Wechselgegend	16
Leopold Teufelsbauer: Wie mache ich mir Familiengeschichte und Stammbaum?	18
Rudolf Meringer: Michael Haberlandt (mit Bild)	I
L. Radermacher: Der »Lehrer« des Herondas	33
Nikola Zegga: Die Münze als Schmuck (mit 5 Tafeln)	40
E. Schneeweis: Primitive Fischerhütten am Ochridasee (mit Abb.)	45
Marianne Schmidl: Beiträge zur Kenntnis der Trachten von Südwest-Bulgarien (mit 1 Tafel und 4 Abbildungen)	46
H. Wopfner: Ueber eine alte Form des alpinen Hausbaues (mit 1 Figurentafel und 6 Planskizzen)	69A
Viktor Geramb: Die Geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben (mit 1 Karte und 2 Abbildungen)	70
Eugen Oberhammer: Volkskundliches aus Schweden (mit 1 Abb.)	124
Julius Leisching: Das Salzburger Volkskunde-Museum	126
Edmund Frieß: Zwei alte österreichische Gesellschaftspiele	130

Buchbesprechungen.

Dr. Wolfgang Schultz: Zeitrechnung und Weltordnung u. s. w. (A. Haberlandt)	20
W. Peßler: Deutsche Volkskunst, I. Niedersachsen (M. Haberlandt)	23
Hildegard Zoder: Kinderlied und Kinderspiel aus Wien und Niederösterreich (Dr. A. Perkmann)	24
Dr. Eugen Fehrle: Badische Volkskunde (Dr. L. Weiser)	24
<i>J. J. van der Venn: Volkskunde's Wetenschappelijke</i> Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde 1924	29

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

VIII. Laudongasse 17

mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.

Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

28. Jahrgang 1923.

Heft 1.

An unsere Mitglieder und Leser!

Nach einjähriger Unterbrechung, peinlich erzwungen durch die Not der Zeit, lebt die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, die durch 27 Jahrgänge und 14 Ergänzungsbände in allgemein anerkannter Art für die Volkskunde gewirkt hat, wieder auf. Sie wird 1923, aus technischen Gründen in verkleinertem Format, in 4—6 Einzelheften vom Umfang je eines Druckbogens erscheinen. Der Preis des Einzelheftes ist im Inlande und Deutschland (für Mitglieder gegen Vorauszahlung) 5000 ö. K., für sonstige ausländische Bezieher beträgt der Preis des ganzen Jahrganges 5 Schweizer Francs. Wir erhoffen treue Gefolgschaft unserer bisherigen Abnehmer und erbitten eifrige Werbearbeit für die Zeitschrift unter allen ihren Lesern. Gerade ein Organ für Volkskunde kann und darf in heutiger Zeit am allerwenigsten von der Öffentlichkeit im Stiche gelassen werden.

Der Schriftleiter:

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Volkstümliches aus Groß-Wien.

Ein Winzerbrauch aus Neustift am Walde.

Von Dr. Arthur Haberlandt, Wien.

Es ist charakteristisch für die starke ständische Zerklüftung, von der die Großstadtbevölkerung ergriffen ist, daß viele Gebildete vom Überleben alter volkstümlicher bodenständiger Eigenart im Weichbilde von Wien gar nichts mehr wissen. Vorbei ist die Zeit, wo Volksschriftsteller wie Schögl,

Pözl und Chiavacci den vielen alt-bodenständigen Zügen des kleinbürgerlichen Wiener Vorstadtlebens liebevoll nachspürten, obwohl dieses Leben sich fast genau so heute, namentlich im Jugendalter, abspielt wie »anno dazumal«.

Merkwürdig aber ist, daß sich der historische Sinn der intellektuellen Kreise an den Folgerungen gänzlich vorbeidrückt, die sich aus der ungeheuren Erweiterung des Weichbildes von Groß-Wien auf die einstigen Vororte und selbständigen Gemeinden seiner Umgebung ganz natürlich ergeben. Durch diese Einverleibung gelten viele Orte und Menschengemeinschaften mit einem Male als farblose Großstädter, die bislang sogar verwaltungsmäßig ihr Eigenleben führten, deren Ortslage und gegenseitige Entfernung durch die Einverleibung keineswegs eine andere, beziehungsweise kleiner geworden ist, ihre Wirtschaftsform, ihr Hauswesen und alles, was drum und dran hängt, gleichfalls fast zur Gänze beibehalten haben und deren örtliche Vergesellschaftung noch ganz in der alten volkstümlichen Art weiterlebt.

Ich will als volkscundlich an sich sehr bemerkenswertes Beispiel den »Kirta« oder das »Fruchtreifefest« in Neustift am Walde (zum XVIII. Wiener Gemeindebezirk gehörig) nach meinen persönlichen Beobachtungen im Jahre 1920 mit Mitteilungen des Herrn Fritz Spindler, Wirt im »Kellerstöckel« in Neustift am Walde Nr. 87, schildern, für die ich ihm auch bei dieser Gelegenheit den besten Dank sage.

Der »Kirta«, beziehungsweise das Fest der Fruchtreife findet in Neustift nach altem Brauche noch alljährlich am Sonntag nach Rochus (wie Herr Spindler mitteilte, am Sonntag nach dem 15. August) statt. Es besteht eine Burschenschaft der unverheirateten Jugend, der Älteste der Burschen ladet zum Fest ein; der festliche Umzug wurde seinerzeit vom Weinhüter geführt; da heute der Hüter meist persönlich aufgenommen, nicht wie seinerzeit gewählt wird, führt den Zug zumeist der mit dem alten Brauch wohlvertraute Herr Stephan Rath, dessen Bruder Leopold auch Verfertiger der jetzigen Fruchtkrone ist, von der gleich die Rede sein wird. Der Festzug besteht aus der Musikkapelle, hinter der vom Hüter geleitet die Fruchtkrone getragen wird. Sie wird von zwei Burschen im »Sonntagsgewand« an einer Stange hängend getragen, die ihnen auf den Schultern aufruhet, was durchaus an die alte volkstümliche Vorstellung von Josua und Kaleb mit der Traube erinnert. Der Hüter trägt sein Festgewand (feldgrüne Lodentracht mit langen Hosen und Steirerrock, grün ausgeschlagen, dazu weichen grünen Jägerhut), an der Seite hängt ein Stierhorn, das Hüterhorn (in »Wien« auch von den amtlich bestellten Flurhütern verwendet). Die Krone selbst besitzt einen durchsichtigen reifartigen Unterteil, der sechs verglaste Gucknischen aufweist. Hinter jedem Fenster ist ein Sträußlein künstlicher Blumen zu sehen. Darüber baut sich die Krone mit sechs Bügeln auf. Das Gestell ist mit farbigem Papier (gelb und rot) verklebt und mit roten und weißen Seidenteilen mit Goldfransenbesatz verkleidet. Alle Bügel und auch der Reif sind mit vergoldeten und versilberten Nüssen verziert, dazwischen gestreut sind künstliche Klatschmohnblüten. An der Unterseite befindet sich ein Kranz von künstlichen Wiesenblumen sowie Trauben, Birnen und Äpfeln, und es hängen dazwischen weiße, rote, blaue Seidenbänder mit Goldfransen herunter.

Die sechs Nischen zwischen den Bügeln sind rot ausgeschlagen, im Hintergrunde stehen Spiegel, davor kleine Porzellanfigürchen (Wiener Typen). Beim Umzug werden auch noch die schönsten Früchte des Jahres in natura an der Krone angebracht.

Für gewöhnlich hängt die Krone im Gasthaus »Zum Kellerstöckel« in der Mitte der Schankstube unter der Decke.

Beim Umzug nun wird sie von den jungen Leuten des Dorfes begleitet, gibt es doch bei jedem Haltpunkt einen Tanz. Ich sah zahlreiche Mädchen im Dirndlgewand, wobei das Haar in Zöpfe geflochten, allenfalls eine Gretelfrisur getragen wird, grüne Bänder werden ins Haar gegeben; auch an den Schürzen und an den Kleidern überwiegt diese Farbe, die sehr anmutig gegen die weißen kurzärmeligen Hemden absticht. Der Zug geht von Haus zu Haus von Wirtschaft zu Wirtschaft. Jeder »vom Dorf« wird »angestrudelt«. Die Musik nimmt auf einem freien Platz Aufstellung. Die Burschen mit der Krone nehmen vor dem Hausvater Aufstellung und senken die Krone. Der Hüter begrüßt über die Krone hinweg mit einem Glas Wein den Hausvater: »I grüß den N. N. und sei Frau und sein Haus (oder »die ganze Verwandtschaft«) sollen leben!«

Hierauf ziehen die Burschen die Krone hoch, der Hüter schlüpft unter ihr durch, stößt an und trinkt; inzwischen setzen die Burschen die Krone in drehende Bewegung und stoßen Juchezur aus, die Musik fällt ein und die junge Welt tanzt dazu; ich sah nur die Burschen »vom Dorf« am Tanz teilnehmen. Natürlich muß der »Angestrudelte« zahlen, und wie mir ein Teilnehmer zuraunte, kostet die Krone an dem Tag »a schwarzes Göld«; nie und nimmer würden die Burschen von der Krone aber lassen. Recht haben sie! Ich erwähne, daß eine ganz ähnliche Fruchtkrone aus Ottakring im Museum der Stadt Wien verwahrt wird. Ich glaube, kein Mensch hätte in Wien einen derartig rituell noch streng umschriebenen Brauch vermutet, den man sonst nur mehr etwa bei W. Mannhardt, Feld- und Waldkulte, worauf ich bezüglich der wissenschaftlichen Einordnung des Brauches verweise, als »überliefert« sucht, studiert und wertet.

In Dornbach ist der gleiche Brauch bis 1873 bezeugt. (Vergleiche den Literaturbericht: Döbblinger Heimatkunde, wo noch verschiedene ältere Weinbauerbräuche festgehalten sind.)

In Stammersdorf, Verzeihung, im XXI. Bezirk wird heute noch die »Weinbergoas« (vgl. diese Zeitschr., XV. Jahrg., S. 112) zum Kirchweihfest geschmückt, und ich bin fest überzeugt, daß solchermaßen hundertfältig alter Brauch bei unseren lieben Wiernern steckt. Meine Bitte geht nun aber dahin: Laßt das den Leuten, mischt Euch nicht in diese Veranstaltungen als Arrangeure, laßt die Leute das selbst machen — sie treffen es besser — und beschränkt Euch auf die Rolle des freundlichen Zuschauers! So lange Ihr es tut, habt Ihr wirkliches Volksleben, bodenständiges und lebendiges Volkstum vor Euch!

Ein schlesisches Weihnachtsspiel.*)

Niedergeschrieben von Dr. Richard Kulka.

Es wurde aufgeführt am 23. Dezember 1900 in Jägerndorf von Minna Jorde (15 Jahre), Emma Jorde (12 Jahre), Josef Jorde (10 Jahre), Marie Rotter (14 Jahre), sämtliche aus Weiskirch bei Jägerndorf. Drei Wochen vor Weihnachten wird mit der Aufführung begonnen.

Ort der Aufführung: Gasthaus »Zum Pfennig« in Jägerndorf.

Vor dem Eintritt in das Zimmer klingelt das Jesuskind und die Englein singen draußen:

Kling, Glöcklein,	Öffnet uns die Türen,
Kling, kling, kling,	Laßt uns nicht erfrieren.
Kling, Glöcklein, kling,	Kling, Glöcklein,
Macht uns auf, ihr Kinder,	Kling, kling, kling,
Is so rauh der Winter,	Kling, Glöcklein, kling.

Zweiter Hirte (Knabe in bäuerlicher Kleidung mit Stock und Hut, mit schwarzer Farbe einen Schnurrbart und auf der Stirn ein schwarzes Kreuz gezeichnet) tritt ein:

Holla, holla,
Jetzt wär mr bald zur Tür hereingefolla,
Was hätt' denn unser Großvater dazu gesprocha,
Wenn mr uns hätt'n Hals und Bän gebrocha?

Erster Hirte (zum zweiten, so wie letzterer gekleidet):
He, Bruder! Wo bleibt denn unser Bruder Adam?

Zweiter Hirte (zum ersten):
Unser Bruder Adam ist ein geschickter Kerl,
Er wird nicht lang bleiben.

Erster Hirte (zum zweiten):
Wo blei t er denn?

Zweiter Hirte (zum ersten):
Er kommt schon.

Adam (wie die Hirten gekleidet) tritt ein:
Hasche scheier, ihr lieben Brüder,
Jetzt war ich fort, jetzt komm ich wieder.
Jetzt war ich auf an hohen Berg,
Da kãm (i)r der Wolf gerennt,
Er wollt m'ir nehmen meine besten Schot,
Ich nahm einen Staken und stoch 'n eis Loch.

(Adam stößt mit seinem hohen, gekrümmten Stock auf den Boden auf.)

Erzengel Gabriel (immer von einem Mädchen gegeben, weiß gekleidet, mit einem Spitzentuch über das Gesicht gezogen, so daß dasselbe nicht sichtbar ist; auf dem Kopfe eine gezackte Krone aus Silberpapier, auf

*) Weihnachtsspiel aus Weiskirch bei Jägerndorf (Österr.-Schlesien), vergl. F. Vogt: Die schlesischen Weihnachtsspiele, 1901.

Gabriel, Rafael (zu gleicher Zeit):

Ach Christkind, lieb Christkindelein,
 Du sollst ja nicht so zornig sein,
 Die Kinder sind noch jung und zart,
 Sie sind ja nicht nach Deiner Art,
 Tu Du Dich noch einmal bedenken
 Und tu den Kleinen eine Gabe schenken.
 (Das Christkind tritt wieder vor.)

Christkind:

Und weil mich die Englein so sehr bitten,
 So will mich richten nach himmlischen Bitten
 Und will mich noch einmal bedenken,
 Den Kleinen eine Gabe schenken.
 Ach Engel, reich mir das Ebenbild.

Gabriel (tritt vor, nimmt eine Tasche, welche er bis dahin unter seinen Kleidern verborgen hielt, hervor und reicht ein Ebenbild aus Zucker dem Christkind):

Hier, Christ, hast Du das Ebenbild
 Und teil den Kindern, was Du willst.

(Das Christkind nimmt die Tasche und verteilt Backwerk, Nüsse etc. an ein Kind aus der Gesellschaft.)

Maria (tritt ein, ohne gerufen zu werden, gekleidet wie die Engel, und stellt eine kleine bedeckte Wiege auf den Tisch):

Gott grüß Euch, ihr lieben Freunde mein,
 Der Christ will Euch geboren sein,
 Und weil ich nun so kraftlos bin,*)
 So stell ich jetzt die Krippe hin.
 Holde Engel, holde mein,
 Rufts mir den Vater Josef rein,
 Damit er wiegt das Kindlein ein.

Gabriel und Rafael (singen zusammen):

Josef, Du liebster Josef mein,
 Komm 'rein und wieg' das Kindlein ein.

Josef (tritt ein, weiß gekleidet, mit einem Gürtel, einem Hut auf dem Kopf, um den Hut ein silbernes Band mit einem Stern vorn, durch Schnurrbart und Kinnbart gekennzeichnet, sonst eine Larve vor dem Gesicht, die immer gekauft wird; eine solche Larve tragen gewöhnlich auch die Hirten; immerwährend wiegend):

Gu'n (guten) Abend!
 Wie soll ich das Kindl wiegen,
 Ich kann vor Kälte keinen Finger biegen.
 Hujci, sausei!

Christkind, Maria und beide Engel (wiegen zusammen):

Josef, Du liebster Josef mein,
 Wer wird des Kindleins Vater sein?

*)_A Neu hinzugedichtet nach Angabe der Spielenden. Von wem?

Josef (wiegt wieder):

Josef soll der Vater sein,
Jungfrau rein!

Christkind und beide Engel (singen):

Also soll es nun wirklich sein,
Josef soll der Vater sein —
Josef, liebster Josef mein,
Wer soll des Kindes Mutter sein?

Josef (sprechend):

Maria soll die Mutter sein,
Jungfrau rein!

Christkind und beide Engel (singen zusammen):

Josef, liebster Josef mein,
Was hat das Kind für Herberglein?

Josef:

Stallung soll die Herberg sein,
Jungfrau rein!

Christkind und Engel (singen):

Also soll es wirklich sein,
Stallung soll die Herberg sein —
Josef, Du liebster Josef mein,
Was hat das Kind für Windelein?

Josef:

Schleierweiß das Windelein,
Jungfrau rein!

Christkind und Engel:

Also soll es wirklich sein
Schleierweiß das Windelein —
Josef, Du liebster Josef mein,
Was hat das Kind für ein Bettelein?

Josef:

Stroh und Heu soll das Bettlein sein,
Jungfrau rein!

Christkind und Engel:

Also soll es wirklich sein
Stroh und Heu das Bettelein —
Josef, liebster Josef mein,
Wie wird des Kindes Namen sein?

Josef:

Jesus soll der Name sein,
Jungfrau rein!

Christkind und Engel:

Also soll es wirklich sein,
Jesus soll der Name sein —
Josef, liebster Josef mein,
Wer wird des Kindleins Pate sein?

Josef:

Ochs und Esel werden Pate sein,
Jungfrau rein!

Christkind und Engel (zusammen):

Also soll es wirklich sein,
Ochs und Esel sollen Pate sein --
Josef, liebster Josef mein,
Wo werden wir wieder kehren ein?

Josef:

Bei Palzen (Balthasar) und bei Juden,
Bei Jungfern und bei Klugen,
Zum Loch kriecht man 'nein,
Zum Loch wieder 'naus.

Christkind und Engel (singen zusammen):

Ihr Hirten?

Hirten (zusammen):

Wås hots deann?

Christkind und Engel:

Der Christ ist Euch geboren, allelujah!

Erster Hirte (zum zweiten):

Hör', och, hör', och!
Wie die Engelen schien (schön) sing'n!

Zweiter Hirte (zum ersten):

O Du tummer Narr,
Das sein die all'n (alten) Schofsschallen (Schellen),
Die da klingen.

Erster Hirte (zum zweiten):

Wann 's Engal warn (wären),
Do täten se glei noch amol a so schien sing'n.

Christkind und Engel (singen):

Ihr Hirten?

Alle Hirten (zusammensprechend):

Wås hot's deann?
Der Christ ist Euch geboren.
Allelujah allelujah!

Die Hirten stehen auf und singen:

Ei, wenn das Ding a so soll sein,
Da woll'n mr a Stückla lauf'n
Und dem Jesukindlein
Jeder etwas kaufen.
Heideldum, heideldumdi!

Alle Hirten gehen im Kreise herum und sagen:

Kindla, kumm mit ahem, mit ahem (nach heim),	Ei dam Stalle was a Rietz, was a Rietz, Guck ich nei,
Kännst Dich hintern Ofa lähn (legen).	Saßen zwe Leut Und a Kindla drbei (dabei).
Mei Weib, die wird Dich garnè (gerne) sah'n,	Das Kindlein war so nette, war so nette,
Sie wird Dir Zeiten a Kaschla (Kasch) gan (geben).	Hot nie amol a Bette. 's Kindla wor so nett und froh,
Heideldum, heideldumdi!	Lag auf an Wischla Stroh. Das Kindla war so hübsch und froh,
Seine Hörnlan sein so ruet (rot)	Ka Moler molt 's a so.
Wie der Krabes ei der Sud.	Ei, wenn das Ding a so soll sein,
Seine Fußlan sein so kalt, sein so kalt,	Dã woll'n mr (mir) a Stückla laufen Und dem lieben Jesulein, Jesulein
Daß se wer'n africa bald.	Etwas Schönes kaufen.
Heideldum, heideldumdi!	Heideldum, heideldumdi!
Alle (singen):	
Habt Dank, habt Dank, Ihr Eltern mein,	Der Weg ist uns mit Rosen gebaut, Wir wollen uns wieder um 'n Himmel umschau'n.
Daß ihr habt gelassen 'rein, Und hätt's uns nicht gelassen 'rein, So hätt'n mr müssen draußn blei'n.	S' glorium, s' glorium, Juesseus is Dcum!

(Josef geht absammeln.)

Das Stephansreiten.

Von Dr. Rosa Schömer, Wien.

In einem vor kurzem erschienenen interessanten Aufsatz behandelt Doz. Dr. H. Celander, Gotenburg, das Stephansreiten und die dabei gesungenen Lieder. Dieser Brauch ist auch in Deutschland und Österreich üblich, am häufigsten jedoch in Schweden. In der Reihe der Julfeiertage spielt der 26. Dezember, der »Staffanstag«, eine hervorragende Rolle durch den Brauch, der sich an ihn geheftet hat. Schon Olaus Magnus berichtet im 16. Jahrhundert, daß seine schwedischen Landsleute an diesem Tage Wettritte abzuhalten pflegten, und eine Reihe von Einzelzügen dabei ergibt für uns ein Bild von hoher Altertümlichkeit. Nach Dorfschaften getrennt wurden diese Wettritte abgehalten und dieser Umstand, sowie die Allgemeingiltigkeit des Tages lassen auf ein großes gemeinsames Mittwinteropfer schließen. Der Siegespreis bestand in einigen Scheffeln Saatkorn, und dies führt mit Mannhardt zu dem Schluß, daß hier, wie bei Frühlingfesten, die auch mit Wettritten verbunden waren, ein gemeinsamer Grundgedanke, nämlich die Förderung der Fruchtbarkeit vorliege. Diesem Saatkorn wurde wohl eine besondere Kraft zugeschrieben, wie sie auch dem Julkuchen eigen ist und die sich auf die Erntehoffnung des kommenden Jahres bezieht.

Willkommenen Aufschluß bietet nun die noch lebendige Sitte des Staffansreitens, wobei dem Sieger nach dem Volksglauben die beste und früheste Ernte zuteil werden soll.

Mit dem Wettreiten war oft auch ein Tränken der Pferde aus bestimmten, bisweilen weit vom Hofe entfernten Quellen verbunden, wohl alten Opferquellen, denn in einigen Gegenden nahmen die Reiter einen Silberbecher oder -Löffel mit, um die Pferde darüber trinken zu lassen. Dies deutet auf ein vergessenes Quellopfer zurück, und bekannt ist auch die mythische Vorstellung, daß dem Wasser zu heiligen Zeiten besondere Kraft eigen sei. Der Wiener Sanskritist Leopold v. Schröder, dem auch die Volkskunde wertvolle Beiträge verdankt, hat darauf hingewiesen, daß man bei diesem Volksbrauch neben dem Wettreiten auch ein stürmisches Tummeln der Rosse ohne Ziel erkennen könne; er faßt dies als die primitivere Form auf und deutet es als Bewegungszauber, wie das ekstatische Tanzen oder das Schaukeln. (Arische Religion, 2, 351.)

Als zweites wichtiges Moment in diesem Brauch erscheinen die dabei gesungenen Lieder, die aus Skandinavien und England überliefert sind. In der inhaltlich wichtigsten Gruppe derselben erblickt Stephan als Stallknecht des Herodes beim Tränken seiner Pferde den Stern, der die Geburt des Heilands ankündigt, und überbringt die Nachricht seinem Herrn. In der englischen Variante des Liedes wird er hierfür gesteignigt. Er spielt hier also dieselbe Rolle wie sonst die Hirten oder die heiligen drei Könige in volkstümlicher Überlieferung. Das Wunder, daß ein gebratener Hahn auf des Herodes' Tisch wieder lebendig wird, mit den Flügeln schlägt und kräht, bestätigt seine Worte.

Der Stephan dieser Legendenlieder ist wohl ganz verschieden von dem Heiligen im Evangelium, aber das englische Stephanslied gibt uns Aufschluß darüber, wie die Gestalt in den Liedern entstanden ist. Es heißt dort, daß der Stephanstag deshalb auf den Geburtstag des Herrn folge, weil Herodes seinen Diener Stephan steinigen ließ. Mit Recht zieht der Verfasser hieraus den Schluß, daß man in dem Bestreben, die Aufeinanderfolge dieser Festtage zu motivieren, eine Legende geschaffen habe, in der der erste Märtyrer zu einem Diener des Herodes wurde.

Einen Beweis für das hohe Alter dieser Lieder finden wir in mittelalterlichen religiösen Darstellungen in Schweden, und geradezu überraschend ist es, in einer småländischen Kirche gotische Malereien von 1300 anzutreffen, die sich vollkommen mit dem Inhalt der Stephanslieder decken. Hier sehen wir Staffan, wie er dem Herodes die Geburt des Herrn verkündigt und wie er gesteignigt wird, aber vorher ist ein Bild eingeschoben, das ihn zeigt, wie er seine Pferde tränkt und zu dem Stern emporblickt. Auch auf einem Steinrelief im Dom zu Upsala ist dieses Motiv dargestellt. Diese Verbindung zwischen Staffan und den Pferden ist in schwedischen (und dänischen) Liedern und bildlichen Darstellungen überliefert. Der Verfasser schließt daraus, daß gerade in Schweden, wo die alte germanische Julsitte mit Wettreiten und Tränken der Pferde sich am lebendigsten erhalten hatte, St. Stephan unter Mitwirkung der Kirche, die diesen Brauch christianisieren wollte, zum Schutzpatron der Pferde wurde.

Auf den Umstand möchte ich aber hinweisen, daß in dem altsächsischen Gedichte Heliand aus dem 9. Jahrhundert (V, 386 f.) die Hirten, denen der Engel die Geburt des Heilands verkündigt, »chuskalkos«
Pferdehirten sind, während die gewöhnliche Überlieferung nichts davon weiß. Hier liegt wohl ein altes volkstümliches Motiv zugrunde, das eine Brücke zu dem in der Julnacht seine Pferde tränkenden Staffan zu schlagen scheint. Und in einem aus demselben niederdeutschen Sprachgebiet stammenden Spruch des 10. Jahrhunderts für ein erkranktes Pferd tritt Stephan als Besitzer eines Pferdes auf, das von Christus geheilt wird. Die Grundlage zu dieser epischen Einleitung bildete vielleicht eine uns verloren gegangene legendäre Erzählung, in der St. Stephan zum erstenmal mit Pferden in Verbindung gebracht wurde.

Pflegt die Familiengeschichte!

Ein Aufruf.

In allen Stürmen des Staats- und Völkerebens ist das Familienband und Familiengefühl immer der letzte treue und feste Anker der sozialen Ordnung gewesen. Völker, in deren Bewußtsein der Familiensinn stark und lebendig geblieben ist, haben sich — wie etwa das Hundertmillionenvolk Ostasiens — durch die Jahrtausende erhalten, an der Auflösung der Familie und ihrer biologischen Zucht sind mächtige Nationen zugrunde gegangen.

Das individualistisch gerichtete Denken und Streben der Gegenwart wie die auf Familienersatz hinzielende Zeitströmung bedrohen beide, wie nicht verkannt werden darf, unter allen europäischen Kulturnationen, und so auch unter uns, das alte Familienband täglich stärker und in immer bedenklicherer Art. Die neue Zeit mit ihrer Freizügigkeit, mit der starken Fluktuation der Bevölkerungsteile, dem ungeheuren Zuzug in die Städte vom offenen Land her, mit der gesteigerten Auswanderungsbewegung hat die Seßhaftigkeit früherer Jahrhunderte aufs stärkste zur Auflösung gebracht, den Zusammenhang der Familien und Sippen zerrissen, das Familiengefühl verhängnisvoll geschwächt, die Erinnerung an Heimat und Vorfahren in tausend und aber-tausend Zeitgenossen ausgelöscht.

Mehr und mehr haben wir es unter uns mit einer Unzahl von wurzellosen und haltlosen Leuten, von Menschen ohne Gefühl für ihr Blut und ihre Herkunft, ohne Ehrfurcht vor der Vergangenheit und ohne Gewissen und Verständnis für die Zukunft zu tun.

Es hat aber doch jedermanns Familie ihre Geschichte. Jede Familie, wes Standes immer, hat eine Vergangenheit, durch die sie in ihrem Wesen entfaltet, hat ihren Stammbaum, durch den sie in ihren Anlagen enthüllt wird — es gilt, ihn nur zu finden und ins Gemüt aufzunehmen. Adelsbewußtsein hat die Besten und Würdigsten stets verpflichtet, so wird auch die Kenntnis seiner Familiengeschichte jedermann in seiner Lebensführung verpflichten und leiten.

Es ist sonach klar, wie dringend und wichtig es ist, in weitesten Kreisen unserer Bevölkerung den Sinn für die Familie, das Familiengefühl wieder zu

beleben, zu stärken und, wo es schon erloschen scheint, aufs neue zu erwecken.

Neben solcher ethischen Bedeutung kommt einer möglichst ausgedehnten und geordnet betriebenen Familienforschung vor allem aber auch eine eminente rassenhgienische und die Zukunft unseres Volkes gestaltende Wichtigkeit zu. Denn nur durch eine möglichst ausgedehnte Familienforschung werden wir überhaupt die Erbanlagen in unserem Volke, die guten wie die schlechten, kennen lernen. Alle auf Eugenetik abzielenden Bestrebungen der Gegenwart haben hierin ihre Voraussetzung und ihr Fundament. Für die anthropologischen Einsichten ist die Familienforschung von gleicher Bedeutung; die stärkste Förderung der wissenschaftlichen Menschenkunde wird ihr künftig von der »Familienanthropologie« zuteil werden. Nicht minder wird unsere volksgeschichtliche Einsicht von den Fortschritten der Familienforschung abhängen; ihre Bedeutung für die Siedlungsgeschichte, für die Bevölkerungsbewegung im großen wie im kleinen liegt auf der Hand.

Aus all diesen Erwägungen heraus halten es die Unterzeichneten für ihre wissenschaftliche und staatsbürgerliche Pflicht, einen lauten Mahnruf in die Bevölkerung hinauszuschicken: Pflegt Eure Familiengeschichte! Eine geordnete, eine wissenschaftliche und erfolgverheißende Familienforschung ist heute unter dem Lichte der modernen Vererbungslehre tatsächlich möglich geworden und verspricht die allergrößten Erfolge.

Jeder kann dabei für die Allgemeinheit wertvollste Mitarbeit leisten, die zugleich ihm selbst und den Seinigen frommt. Vielfach sind schon bescheidene und erfreuliche Ansätze für solche Arbeit vorhanden, es gilt jetzt, sie zu einer möglichst umfassenden Geistesbewegung zu entwickeln, wie dies in Deutschland vielfach bereits in planmäßiger Organisation und mit vielversprechenden Erfolgen geschieht. In planvoller geduldiger Arbeit, die von einzelnen über ein langsam wachsendes Netz von Arbeitsgemeinschaften zu immer größerem Umfang gebracht werden kann und soll, mit Hilfe der Lehrerschaft, der Geistlichen, der Ärzte, der Presse, der berufenen Wissenschaften wird sich das Interesse der breiten Öffentlichkeit für diese edle und wichtige Volkssache, aller Hoffnung noch gewinnen lassen.

Es wird ein Werk der Volkszucht und Volkserneuerung im besten Sinne des Wortes sein!

Als vorläufige Arbeitsstellen erbieten sich die Anreger der Angelegenheit im Verein und Museum für Volkskunde, Wien, VIII. Laudongasse 17, wohin jeder Interessent gewiesen sei.

Prof. Dr. A. Dopsch, Kurat J. Geßl, Prof. Dr. M. Haberlandt,
Dr. Arthur Haberlandt, Dr. V. Lebzelter, Prof. Dr. R. Much,,
Prof. Dr. H. Reichel.

Literatur der Volkskunde.

Rassenkunde des deutschen Volkes. Von Dr. Hans Günther. Mit 8 Karten und 409 Abbildungen. J. F. Lehmanns Verlag, München 1922.

Dieses Buch versucht zum erstenmal eine Gesamtdarstellung der rassischen Verhältnisse innerhalb des deutschen Volkstums. Es stützt sich

auf die gesamte einschlägige anthropologische Forschung, folgt aber insbesondere seiner ganzen Richtung und wissenschaftlichen Absicht nach der von Gobineau begründeten anthropologischen Geschichtsauffassung mit ihrer besonderen Hochstellung der nordischen Rasse.

V. anerkennt und schildert vier europäische Rassen: die nordische, westische (sonst mittelländische genannt), dinarische und ostische (sonst alpine genannt); ein dankenswerter Versuch ist gemacht, dieselben auch seelisch zu charakterisieren. Durch lehrreiche Kartenbilder unterstützt, von denen Dr. Bernhard Struck 4 Karten zur Rassenkunde Europas beige-steuert hat, wird die Rassenverteilung auf dem Gebiet deutscher Sprache dargestellt, und da der Zusammenhang es verlangt, auch die Verteilung der Rassen über das Gesamtgebiet Europas verfolgt. Nunmehr folgt ein Kapitel über Umwelteinflüsse und Vererbungs- wie Mischungserscheinungen, worauf sich der Verfasser in geschichtlicher Darstellung mit den vorgeschichtlichen Rassen in Europa und in einem weiteren Hauptabschnitt des Werkes mit der Rassengeschichte der indogermanischen Hauptvölker befaßt. Mit den für die Rassenpolitik der Gegenwart sich daraus ergebenden Folgerungen beschäftigt sich in durchaus hochsinniger Weise das Schlußkapitel. Besonders bedeutungsvoll und inhaltsreich ist der Anhang, der die Rassenkunde des jüdischen Volkes beibringt. Man wird nicht allen Aufstellungen und Meinungen dieses wichtigen Buches beistimmen können, aber es ist anregend in hohem Grade und sein Thema von höchster Bedeutung für Leben und Kultur des deutschen Volkes. Wir möchten es in der Hand jedes denkenden Deutschen sehen, dem der Schicksalsgang des deutschen Volkstums am Herzen liegt.

Josef Blau: Alte Bauernkunst. Zweite vermehrte Auflage mit 50 Bildern. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Wien, Prag, Leipzig.

— **Wünschelrute.** Ein Freundschaftsbüchlein für das Jahr 1922. Reichenberg.

Der unermüdlich für Volks- und Heimatkunde wie für die Erneuerung des Schulwesens aus der Heimatseele tätige Verfasser hat uns wieder mit zwei schönen und wertvollen Gaben erfreut. Außerordentlich inhaltsreich und überzeugend trotz der Knappheit der Darstellung wirkt das ausgezeichnete Volkskunstbüchlein Blaus, das nunmehr in zweiter Auflage in gänzlich erneuerter Gestalt vorliegt. Wenn auch zunächst auf den deutschen Böhmerwald bezogen, sind die Ausführungen und Mahnungen Blaus doch für den ganzen Gegenstand im allgemeinen belehrend und beherzigenswert. Das kleine Jahrbüchlein der Heimatbildung »Wünschelrute« möchte ich gerne in recht vieler Hand gelegt sehen; es wirkt wie ein kleines Brevier des Heimatglaubens. . . Prof. Dr. M. Haberlandt.

Eugen Mogk: Die deutschen Sitten und Bräuche (Sammlung »Kultur und Welt«). Erneuter Abdruck aus Hans Meyer: Das deutsche Volkstum. Mit 15 Abbildungen in Holzschnitt und Kupferätzung, auf 4 Tafeln. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1921.

Es war ein guter Gedanke, die vortreffliche Schilderung der deutschen Sitten und Bräuche, die E. Mogk seinerzeit für das große Werk »Das deutsche Volkstum« geliefert hatte, gesondert herauszugeben. Die gegenwärtige Zeit ist für die Würdigung der altererbten seelischen Volksgüter besonders em-

pfänglich und derselben bedürftig geworden. Mogks Darstellung hält die rechte Mitte zwischen geschichtlicher Analyse und lebendig-frischer Schilderung. Auch die Berücksichtigung der hier zutage tretenden deutschen Stammesunterschiede ist sehr zu rühmen. Hoffentlich hilft das Büchlein, der deutschen Volkskunde recht viele neue Freunde und Mitarbeiter zu gewinnen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Josef Blau: Wanderbuch für den Böhmer- und Bayerwald. Pilsen. Karl Maasch' Buchhandlung. A. H. Bayer.

Döbling. Eine Heimatkunde des XIX. Wiener Bezirks. Herausgegeben von Döblinger Lehrern. 3 Bde. Wien 1922. (Selbstverlag der Arbeitsgemeinschaft.)

Rudolfsheim und Fünfhaus. Ein Heimatbuch. Herausgeber Bezirksschulinspektor Edgar Weyrich. Wien 1922.

In sehr erfreulicher Weise gesellt sich dem Streben nach der Gewinnung weiter Gesichtspunkte in der vergleichenden Volkskunde ihre Vertiefung im Wege der Heimatforschung, ein Weg, der vielseitigeren Erfolg verspricht als der der bloßen Punktforschung auf diesem oder jenem Spezialgebiet. Selten freilich wird sich ein so vielseitiger Kopf und ganzer Mensch finden, wie er in Josef Blau schöpferisch ist. Sein Wanderbuch bietet in nuce das, was als ein großangelegtes Unternehmen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines im Jahre 1914 für die Alpen bieten wollte, lebendiges Erfassen auch des Volkstums im Naturgenuß, den wir in den Bergen suchen. Was geschichtliches Leben und Wirtschaft an Eigenart aufzuweisen haben, wird in diesem Touristenführer ebenso treulich verzeichnet wie die Leistungen von Dichtern und Künstlern, mit denen sie das Bild der Heimat in ein höheres Bereich zu heben bemüht waren. Welch dankbare Aufgabe etwa auch für einen echten Wanderführer durch die grüne Steiermark, die Waldheimat Roseggers, die Waid und Wonne Erzherzog Johanns!

Vielleicht wäre in dem Büchlein da und dort örtlich ein Hinweis auf Josef Blaus eigene Lebensarbeit und seine Forschungen (namentlich für die Holzarbeit) erwünscht gewesen. Was Josef Blau als Einzelner geleistet, des Geist waltet auch in der harmonischen Zusammenarbeit der Wiener Lehrerschaft zu heimatkundlicher Besinnung.

Auch der Volksforscher wird die quellenmäßig sorgfältig gestützten Veröffentlichungen, von denen dem Vernehmen nach auch für Wien — Landstraße und Brigittenau — bereits je ein Band erschienen ist, mit Nutzen zur Hand nehmen. Erfreulich erscheint, daß typisch wiederkehrende Dinge nicht schablonenhaft gleichmäßig allerwegen abgehandelt sind. Rudolfsheim enthält eine auch volkskundlich teilweise verwertbare Schilderung kleinbürgerlicher Zustände von ehemals (Direktor Fritz Zoder) und mundartlicher Ausdrücke (R. Lukesch) — vom S. 16 erwähnten »Gasselfahren« legt im Mus. f. Volksk. ein prächtiger »Schlitten aus Ottakring« Zeugnis ab. Döbling bietet eine vielfach auf Originalmitteilungen fußende Darstellung des Weinbauens von G. L. Schremmer, die um so dankenswerter ist, als gerade auf dem Gebiete des Arbeitslebens der ländlichen Bevölkerung bisher nur Ansätze volkskundlicher Beschreibung vorliegen. Mögen die Darlegungen, deren mancher Absatz zu einer Monographie herausfordert (»Bitt-Tage«, »Urbani-Tag mit Masken-

umzug, Hüterwesen, Hutsäule), nach allen Richtungen noch weiter verfolgt und ausgebaut werden! Dem Umzug mit der Fruchtkrone in Dornbach bis 1873 (Bd. II, S. 329) ist der in Neustift bis 1922 an die Seite zu stellen (vergl. die in diesem Heft gebotene Beschreibung). Eine Ottakringer Fruchtkrone, dem gleichen Brauch zugehörig, verwahrt das Museum der Stadt Wien. All das, was hier an Volkstum aufgezeigt ist, führt wohl eindringlichst vor Augen, wie falsch der moderne, sagen wir ruhig journalistische Begriff die »Großstadt« mit ihrer Wurzellosigkeit ist. Die zwei Menschenalter, die seit der Erhebung Wiens zur Großstadt durch die Stadterweiterung über die Glacisgründe hinaus verfloßen sind, haben alte Lebensformen nur ergänzt, nicht verdrängt, und in ungeheurer vergrößertem Maßstab zeigt dies in die Rebengelände, Gärtnereien und die Fruchtfülle der Schrebergärten eingeschmiegte Wien kulturgeographisch denselben Typus, wie ihn A. Z y c h a an den Städten Böhmens mit ihrem die Verpflegung sicherstellenden ländlichen Weichbild aufgezeigt hat.

Auch einige nennenswerte Mitteilungen der Sagen vom Agnesbründl und dem Kahlenberggebiet (meist nach Vernaleken) verdienten einmal eine wissenschaftlich kritische Würdigung, nachdem sie durch allzu arg an sie gewagte Mythendeutung über Gebühr in Verruf gekommen sind. I. E. Schremmer fügt dem eine Reihe erstmalig berichteter Überlieferungen sowie weniger bekannter Sagen hinzu.

Dr. A. Haberlandt.

Aus dem Museum für Volkskunde 1922.

Trotz der Zeitgunst erfuhren die Museumssammlungen im Jahre 1922, teilweise als Geschenke, teilweise durch Ankauf, eine Vermehrung um 308 Nummern, darunter eine Sammlung von Wachsvotiven, verschiedenen Messertypen, Devotionalien u. a. des Herrn Benno Grueg, eine Reihe von Volkstrachten und Trachtenstücken aus der Sammlung des Herrn Bildhauers A. Schloß, 5 eiserne Votivfiguren aus Kärnten als Spende von Herrn Hans Ratkovits. Auch die Herren Konrad Mautner, Dr. Robert Reich und Franz Eckersham widmeten einzelne willkommene Stücke.

An Spenden für Sammlungszwecke verzeichneten wir mit wärmstem Dank die folgenden Beträge: A. Walcher 10.000 K, Verein der Banken und Bankiers 200.000 K, R. Hammer 520.000 K, F. Artmann 20.000 K, E. Pollack 510.000 K, R. Lang 102.000 K, Elektrizitäts-Gesellschaft Union 10.000 K, Otto Beck 10.000 K, S. Springer 10.000 K, A. H. Glücksälbig 10.000 K, R. Sieghart 5000 K, E. Karpeles 10.000 K, Verein der Antiquitätenhändler 20.000 K, S. M. v. Rothschild 30.000 K, Stephan Mautner 1.000.000 K, Mia Hirzenauer 20.000 K, Ungenannt durch Frau Prof. Radermacher 200.000 K, Dr. Richard Kulka 250.000 K, V.-Pr. Boschan 300.000 K, G. D. König 100.000 K, Dr. R. Neumann 100.000 K, O. Trebitsch 500.000 K, John Ball 600.000 K, Alfons Rothschild 1.000.000 K, Dr. Eisler 50.000 K, L. Schallit 50.000 K.

Für den Ankauf von Museumsobjekten wurden 6.012.600 K verausgabt, für Bibliothek und Bibliotheksarbeiten 543.845 K.

Die Vermehrung der Bibliothek betrug 417 Nummern, die der Photographien und Abbildungen 2426 Stück. Die Diapositivensammlung wuchs um 34 Nummern. Sämtlicher Sammlungszuwachs wurde ordnungsgemäß gebucht.

Vorträge und Führungen

zur Einführung in die Volkskunde und die Benützung der Museumssammlungen wurden in größerer Zahl und mit den erfreulichsten Erfolgen abgehalten. Für die Arbeitsgemeinschaften der Volks- und Bürgerschullehrer wurde ein Zyklus von vier Vorträgen in der »Urania« von den Herren Prof. Dr. M. Haberlandt, Prof. Dr. Radermacher, Dr. A. Haberlandt und Konrad Mautner veranstaltet. Dem Niederländischen Lehrerkurs sowie einer Gruppe von Teilnehmern an den Internationalen Hochschulkursen widmete der Museumsvorstand eigene Vorträge und Führungen. In Begleitung von Lehrpersonen besuchten 272 Schulklassen das Museum; die Zahl der sonstigen Besucher an Wochentagen betrug rund 6000 Personen (hauptsächlich Fremde und zahlreiche Fachmänner des In- und Auslandes). An Sonn- und Feiertagen blieb das Museum zufolge der Unbeheizbarkeit der Räume, die die Aufstellung eines Bewachungspersonals zur Unmöglichkeit machte, in der Winterjahreshälfte geschlossen.

Infolge der außerordentlich gesteigerten Druckkosten erfuhr das Erscheinen der »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« zu unserem größten Leidwesen eine einjährige Unterbrechung. Mit großmütiger Unterstützung der Verfasserin Frau Dr. Eugenie Goldstern konnte immerhin der 14. Ergänzungsband, enthaltend: Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden (mit 28 Lichtdrucktafeln) erscheinen. (Preis für Mitglieder 50.000 K). Ebenso hat sich der Verein für Volkskunde um das Zustandekommen der schönen Heimatkunde von Vandans (Montafon) von Schulrat Bargisch mit Erfolg bemüht. Mit Unterstützung der Nötgemeinschaft der deutschen Wissenschaft wird es 1923 möglich sein, die »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« wieder erscheinen zu lassen (siehe oben S. 1).

Trachtensammlung

Bei der Versteigerung der großen Sammlung von Volkstrachten aus den Alpenländern, der Tschechoslowakei, Jugoslawien, den Balkanländern und Rußland, die im Laufe vieler Jahre vom Bildhauer Albert Schloß zusammengebracht worden war, glückte es der Direktion mit edelsinniger Unterstützung einer Reihe von Museumsfreunden — Dr. Alfons Rothschild, Stephan Mautner, Robert Hammer, Ernst Pollack, Oskar Trebitsch, John Ball, Dr. Richard Kulka, V.-P. Boschan, G. D. König, Dr. R. Neumann, sowie des Unterrichtsamtes — eine größere Anzahl wertvoller Kostüme (23) und Trachtenteile für die Museumssammlungen zu erwerben. Es konnten damit einige merkbare Lücken in den Museumsbeständen glücklich ausgefüllt werden. Besonders heiß umstritten war die prunkvolle Tracht einer steirischen Gewerkefrau um 1800. Die neuerworbenen Trachten gelangen demnächst, soweit der verfügbare Raum es noch zuläßt, zur Aufstellung in den Sälen II und III.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

VIII. Laudongasse 17

mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.

Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

28. Jahrgang 1923.

Heft 2.

Monatsbaum, Jahresbaum, Weltenbaum.

Von Prof. Dr. Karl Spieß, Wien.

Beschreibung des Lichterbaumes.

Im Besitze des Wiener Museums für Volkskunde befindet sich ein aus Metall (Alpaka, versilbert) gefertigter Baum, der in seinen Zweigen Träger für Kerzen und im Gipfel eine flache Schüssel hat.

Nach den Früchten, die aus Messing der Natur nachgebildet sind, erweist er sich als ein Kirschbaum. Die Form der gesägten Blätter ist die kennzeichnende des Kirschbaumblattes.

So naturalistisch die Darstellungsweise dieses Baumes auf den ersten Blick auch erscheinen mag, werden wir doch reichlich Kennzeichen für eine anders geartete Darstellungsweise, für die stilisierende mit besonderem Gedankenhintergrunde feststellen können.

Der Baum ruht auf einem mit schwarzem Tuche überzogenen, mit Metallrand umrahmten Brette. Dieses wieder auf vier Holzfüßen. Der Baum mit Fußbrett steht in einem Rahmengestell, das zu tragen scheint, aber in Wirklichkeit nichts trägt, das durch die Ecksäulen als einziges deutliches Merkmal auf einen Zeitstil — Empire — hinweist, während der im Rahmen befindliche Baum mit Brett dem zeitlosen Stil — dem Stil der Volkskunst angehört. Ich würde den Rahmen für spätere Zutat halten, zumal er völlig überflüssig ist, doch scheinen die vier kleinen Bäume in den Vasen dagegen zu sprechen, die in der Art der Arbeit und im Stil mit dem großen Baume völlig übereinstimmen. Allerdings ist auch die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, daß die vier kleinen Bäume außerhalb des Rahmens, dem sie nicht besonders einleuchtend angegliedert sind, sei es selbständig, sei es in irgendeiner Verbindung mit dem großen Baume, verwendet wurden.

Der Lichterbaum ist von der Fußplatte ab bis zum Wipfelende beiläufig 1,65 m hoch. Von dem nach oben sich verjüngenden Stamme entspringen erst in einer gewissen Höhe vom Boden (zirka 75 cm) Zweige, und zwar zunächst drei Äste in gleicher Höhe, während der Hauptstamm lotrecht weiterstrebt. In einiger Entfernung (15 cm) zweigen abermals drei Sprosse in gleicher Höhe ab. Knapp darüber (15 cm) sprossen wieder Zweige aus dem Stamme, diesmal nur zwei in gleicher Höhe, während der Hauptstamm lot-

recht weitergeht. An dieser Stelle sind Hauptstamm und Seitenäste ungefähr gleich stark, so daß man den Eindruck hat, der Hauptstamm löst sich in drei Zweige auf.

Sämtliche Seitenzweige sind vielfach in unregelmäßiger Weise weiter verzweigt.

Ungefähr 10 cm über der letzten Verzweigungsstelle durchbricht eine flache Schüssel quer den Stamm. Die Schüssel hat 8 Lappen an einem Kreisrund, einen getriebenen Achtpaß im Grunde bei einem Durchmesser von zirka 47 cm. Der Außenrand ist mit einer getriebenen Wellenranke und Ahornblättern daran verziert. Blattstiele und Ranken sind durch Punzschläge geziert.

In der Mitte der Schüssel liegt eine Kugel (Durchmesser zirka 5 cm). Aus ihr setzt sich der Hauptstamm fort, der neben drei kleinen, unregelmäßig gestalteten Sprossen am Ende drei Kerzenhalter-Arme in gleicher Höhe hat und einen Kerzenbehälter als Abschluß des Hauptstammes.

In einer Entfernung von zirka 55 cm von der Grundplatte entspringt unterhalb der ersten Verzweigung ein ganz kleiner Ast aus dem dicken Stamme, der nur einige Blätter trägt und zwei Früchte, aber keinen Lichtträger.

Der Stamm und seine Seitenzweige sind aus Alpakablech in mühsamer Arbeit zusammengelötet, die einzelnen Röhrenstücke ineinandergesteckt und verlötet. Nachträgliche Ausbesserungen der beschädigten Zweige wurden nicht der ursprünglichen Arbeit entsprechend vorgenommen. Die Zweigstücke wurden mit Schrauben zusammengefügt. Der Hauptstamm zeigt eine sehr sorgfältige Bearbeitung. Die rauhe Oberfläche wird durch Punzschläge nachgeahmt und in naturalistischer Weise kommen vernarbte Beschädigungen an der Rinde sowie Male abgestorbener Sprossen zur Darstellung.

Am Fuße des Stammes werden stilisierte Wurzeln angedeutet, die in die gewölbte, sich gegen den Rand hin vernebende Grundplatte überleiten. Sie soll in ihrer Ausschmückung den Eindruck eines Moospolsters hervorrufen, was nicht durch naturalistische Wiedergabe von Pflanzen bewirkt wird, sondern in eigenartiger und höchst wirkungsvoller Weise durch eingeschlagene geometrische Linien. Wenig Elemente sind es: Kleine Dreipasse mit einem Kreise in der Mitte, radial, fiederförmig, in Fischgrätenmuster gestellte Kerben, einfache Punkte, die die Fläche mit Formen überziehen, die an Eisblumen gemahnen. Den Rand dieser reizvollen Pflanzendecke schmückt ein Kranz aus Ahornblättern. Am Stamme windet sich vom Boden zirka 20 cm hoch eine Efeuranke empor.

An den Ästen und Endzweigen sitzen zahlreiche Blätter, die bis in die Einzelheiten fein durchgearbeitet sind. Der Blattrand ist gesägt, die Blattfläche von Nerven durchzogen und auch die wellige Oberfläche des Blattes wurde wiederzugeben versucht. Die Blattstiele sind an der Unterseite angelötet. Die Blätter haben in Nachahmung natürlicher Verhältnisse verschiedene Größe (von 5×8·5 bis 2×3 cm). Einzeln oder paarig hängen zwischen den Blättern die der Kirsche nachgebildeten Früchte.

Zwischen der Grundplatte des Baumes und den Metallstreifen des Randes, die mit Ranken, denen schmale Blätter, stilisierte Blüten und Kolben entsproßen, verziert sind, sind zu beiden Seiten je 5 achtstrahlige Rosetten eingestreut. Die des Randes sind mit Blumenkörben in Flachrelief geziert.

Die Seitenwand des Rahmengerüstes ist nach der Art vermauerter Bausteine oder Ziegel gemustert, wodurch vielleicht der Eindruck einer Mauer hervorgerufen werden soll, innerhalb deren Schutz der große Baum in der Mitte wächst.

Einer kurzen Betrachtung mögen noch die vier kleinen Bäume an den Ecken der turmartigen Säulchen unterzogen werden. Der Boden, dem sie entwachsen, ist in gleicher Weise ornamental verziert wie die Grundplatte des großen Baumes. Die kleinen Bäumchen (zirka 22 cm hoch) verraten die gleiche Arbeitsweise wie der große Baum, doch gehören sie anderen Pflanzenarten an. Das eine Bäumchen stellt eine Palme dar, das gegenüberliegende einen Weinstock. Welcher Art die Bäumchen in der zweiten Diagonale sind, läßt sich nicht sagen. Der eine Baum zeigt Phantasieblüten, welche aus dreiteiligen, jederseits abermals dreigelappten Blättern bestehen, auf welchen eine sechszipflige Blumenkronröhre mit Staubblättern aufsitzt. Der zweite Baum, ebenfalls ein Phantasiebaum, hat ein stacheliges, dorniges Aussehen, das durch den eigentümlichen Aufbau der Blüten(?) - Sprossen hervorgerufen wird, die über eine Verdickung in eine deutlich scharfe Spitze enden.

Gesetzmäßigkeit im Aufbau, Beziehung zum Lebensbrunnen.

Betrachten wir den Baum in der Mitte noch einmal als Ganzes, so fällt die Vermischung zweier Darstellungsarten auf. Wir haben die naturalistische Wiedergabe von Blättern, Früchten, Zeichnung des Stammes erwähnt, um jetzt auf die Züge der anderen Darstellungsart besonders aufmerksam zu machen. So naturgetreu auch Blätter und Früchte wiedergegeben sind, so naturwidrig ist die Verzweigung. Eine Verzweigung wie die vorliegende kommt bei Laubbäumen überhaupt nicht vor. Der Baum erinnert mit seiner Verzweigung an einen Nadelbaum, aber auch dort sind die Verhältnisse andere. Eine Verzweigung von der vorliegenden Form ist in der Natur nicht gebräuchlich, sie macht einen durchaus gekünstelten, erdachten Eindruck. $3 \times 3 \times 3$ Zweige, im ganzen also 9 Zweige, das ist das Schema, das dem Aufbau dieses Baumes zugrunde liegt.

An einem der nicht beschädigten Äste — die meisten sind von der Zeit arg mitgenommen — gewahren wir drei Leuchterarme. Die Zahl wird sich wohl ursprünglich bei jedem der Zweige in gleicher Weise wiederholt haben, so daß wir es mit einem Baume mit $9 \times 3 = 27$ Lichtern zu tun haben, wenn wir von dem einen Lichte, das das Ende des Baumes betont, absehen. Dazu steht in Gegensatz der kleine Sprosse am Stamme ohne Lichtträger.

Unvereinbar mit einer naturalistischen Darstellung ist es ferner, daß plötzlich der Stamm in eine Kugel endet und durch eine Schüssel unterbrochen wird, um sich danach weiter fortzusetzen. Wir kennen ähnliche Bildungen beim sogenannten Lebensbrunnen¹⁾ mit dem Pinienzapfen. Auf dem Ende einer Säule, die dem Baumstamme entspricht, sitzt ein Pinienzapfen — bei unserem Baume durch eine Kugel dargestellt — unterhalb dessen sich ein Becken befindet, in welches sich das aus dem Pinienzapfen strömende Wasser ergießt.

¹⁾ Spieß, Der Brunnen der ewigen Jugend. Hommel-Festschrift 1916.

Daß der Lebensbrunnen im Zusammenhange mit einem Baume gedacht wird, ergibt sich schon aus der Anwendung des Pinienzapfens als Wasserspeier, aber wir sehen diese Tatsache noch in anderer Form erweitert. Im Löwenhofe des Kastells von Trient ist ein Brunnen mit einem kleinen Becken über einem großen und zwei Löwen zu beiden Seiten, nach welchen der Hof wohl den Namen erhalten hat. In der Mitte des Beckens steht ein Kegel, auf welchem 7 kleine Kegel aufgesetzt sind, die dem Ausflusse des Wassers dienen. An Stelle der 9 Zweige des Baumes stehen hier die 7 Kegel des Brunnens. Hat dort der Baum eine Kugel — dem Pinienzapfen entsprechend — und ein Becken unterhalb, so sehen wir hier das Ende des Wasserlaufes baumförmig verzweigt. Auf Grund des Formenvergleiches gewahren wir eine enge Verwandtschaft zwischen unserem Baume und dem Lebensbrunnen. Wir könnten an zufällige Übereinstimmung glauben. Daß tatsächlich eine Verwandtschaft vorliegt, erhärtet die übereinstimmende Überlieferung, die im Folgenden zu Worte kommen wird.

Schon aus diesen wenigen Gegenüberstellungen erhellt, daß wir es mit einem Baume von besonderer Art zu tun haben, hinter dem ein bestimmter Gedankengehalt steht.

Herkunft und Verwendung: Der Baum stammt aus adeligem Besitze. Über seine Herkunft und Verwendung ist nichts bekannt. So viel ist sicher, daß es sich um ein altes, nicht einheimisches Stück mit alter Überlieferung handelt. Ursprünglich dürfte er nach dem, was wir von Volksbräuchen her wissen, bei Familienfesten, vor allem bei Hochzeiten als Schmuck gedient haben, wobei angesichts seiner Größe an einen Tafelaufsatz nicht zu denken ist. Die Art der Arbeit weist nach dem Balkan oder dem Osten — nach Rußland. Vielleicht könnten wir aus vom Orient beeinflusster byzantinischer Überlieferung Aufklärung erhalten. Der Pinienzapfen-Brunnen wird aus byzantinischen Palästen beschrieben und mit ihm steht unser Lichterbaum, wie wir sahen, in naher Beziehung.

Luitprand von Cremona berichtet¹⁾ gelegentlich seines Empfanges als Gesandter am byzantinischen Kaiserhofe: Vor dem Throne des Kaisers stand ein eherner, aber vergoldeter Baum, dessen Zweige erfüllt waren von Vögeln verschiedener Art, ebenfalls von Erz und vergoldet, die sämtlich, ein jeder nach seiner Art, den Gesang der verschiedenen Vögel ertönen ließen.

Zeugnisse: Daß der Baum in ähnlicher Ausbildung im Osten vorkam, dafür haben wir schriftliche Zeugnisse. Sir John Mandeville²⁾ (Arzt und Reisender um die Mitte des 14. Jahrhunderts) beschreibt einen Baum besonderer Bedeutung (Paradiesbaum), den er im Palast des Großkhans von Cathay sah. Es war ein Weinstock aus feinem Golde, der sich um die Halle rankte. Er trug weiße, grüne, rote, auch einige schwarze Trauben, die alle aus Edelsteinen gefertigt waren.

Ein arabischer Schriftsteller (Gibbon, Decline and Fall, c. LII) erzählt, daß in dem herrlichen Palast des Kalifen von Bagdad im Jahre 917 unter anderen Kostbarkeiten auch ein Baum von Silber und Gold war, der sich in 18 breite Zweige auflöste, auf welchen verschiedene Vögel aus dem gleichen

¹⁾ Nach K. Dieterich, Hofleben in Byzanz, S. 92.

²⁾ Philpot, The sacred tree, c. VII.

kostbaren Metall saßen. Durch eine besondere Vorrichtung bewegten sich die Vögel und zwitscherten. Es sollte der Überfluß des Paradieses dargestellt werden.

Unter den Schätzen des Großmoguls in Agra soll sich ein Weltenbaum befunden haben, der Sterne trug.¹⁾

Bedeutung: Die angeführten Zeugnisse erklären Bäume dieser Art als Welten- oder Paradiesbäume. Damit soll keine Deutung angebahnt sein. Was der Baum bedeutet, das wird sich im Laufe der Untersuchung notwendig von selbst ergeben. Nur das *Bedeutung* sei als Ergebnis der Zeugnisse festgehalten, daß Bäume dieser Art ihren besonderen Vorstellungshintergrund gehabt und wohl auch zu besonderen Gelegenheiten in Verwendung gestanden haben.

Verwandte Formen: Als verwandte Formen sollen hier nicht Schöpfungen gleichen Stils, gleicher Form, sondern gleichen Inhaltes und gleicher Bedeutung verglichen werden. Ein Baum von besonderer Bedeutung, mit dem wir es hier zu tun haben, wird nicht immer im natürlichen Abbilde, wie es hier gerade der Fall ist, auftreten. Er kann ebensogut als Reliefbild, als Flächenbild, als Muster einer Stickerei und dergleichen zur Ausführung kommen. Daß die Form dieses besonderen Baumes zu verschiedenen Zeiten verschieden sein wird, ist selbstverständlich. Hieher gehören aber auch jene Bildungen, die auf den ersten Blick mit einem Baume scheinbar gar nichts zu tun haben. So soll denn auch ein Werk der Volkskunst an erster Stelle hier genannt werden.

Der Klausenbaum und weitere Nachweise aus der Volkskunst.

In Tölz²⁾ werden zum Nikolaus-Tage von den Bauern für die Kinder seltsame Gebilde gefertigt, die den Namen Klausenbaum oder Paradeis führen. Sie bestehen im wesentlichen aus drei Stäben, die alle an der Spitze zusammenneigen und durch einen Apfel zusammengehalten werden. Durch jeden Stab sind zwei Äpfel durchgesteckt. Der eine befindet sich unten, der andere in der Mitte. Und noch ein dritter ist auf jedem Stabe, der Apfel an der Spitze. Aber dieser ist zugleich allen Stäben gemeinsam. In jeden Apfel sind je drei vergoldete Nüsse mit kurzen Stäbchen hineingesteckt. Neben den Nüssen stecken kleine Buchsbaumzweiglein. Der ganze pyramidenförmige Bau ist auf einen Teller gestellt. Zwischen den Stäben steht ein Lebzelt-Nikolaus. Davor brennt ein Kerzchen, ebenso auf dem Apfel auf der Spitze.

Wenn es nicht schon die Buchsbaumzweiglein andeuten, so sagt doch schon die Bezeichnung »Klausenbaum«, daß damit ein wirklicher Baum gemeint sei, und die Bezeichnung Paradeis weist darauf hin, daß der Baum von besonderer Bedeutung sei. Soll damit der Baum, der im Paradies eine so große Rolle gespielt hat, gemeint sein? Achten wir darauf, daß der Baum nach bestimmten Zahlen aufgebaut ist. Die Zahl drei spielt einmal eine große Rolle. Jeder Stab hat drei Äpfel (der oberste wird dabei dreimal gezählt), jeder Apfel trägt drei Nüsse. Es soll offenbar eine *Neun*, die sich *dreimal wiederholt*, zum Ausdruck gebracht werden. Der Aufbau dieses Baumes ist ähnlich

¹⁾ Lethaby, *Architecture, Mysticism and Myth*, p. 107.

²⁾ Höfler, *Der Klausenbaum*, *Zt. f. Volkskunde*, Berlin, Bd. 10 (1900), S. 319 ff.

dem des zuerst beschriebenen Baumes mit neun Zweigen und je drei Lichtern darauf, der deutlich die Vorstellung von 9×3 betont.

Neben der Verwendung dieses Baumes bei einem bestimmten Feste sei hier noch auf die Tatsache hingewiesen, daß der Klausenbaum an einem bestimmten Zeiteinschnitt steht. Der Nikolaus-Tag ist ein Tag des Weihnachtsfestkreises. Das Weihnachtsfest ist gleichzusetzen einem Jahres-Endfest (Weihnachten — Mittwintersonnenwende — Jahresanfang bei den Germanen).

Ein seltsamer Weihnachtsbaum von flächenhaft gitterförmigem Bau tritt uns in Ostfriesland¹⁾ entgegen. Von einem Hauptstamme zweigen paarig viermal zwei Seitenzweige ab, deren Enden mit dem Hauptstamme untereinander verbunden sind. Spärliche Früchte, Blätter, Ketten, Gebäcke hängen auf dem Gestell. Das Ganze ist ein gutes Beispiel für den planmäßig künstlichen Aufbau eines Baumes, den wir auf das erste Ansehen gar nicht als einen solchen erkennen würden.

Derartig künstlich aufgebaute Bäume wurden bisher wenig beachtet. Hier und da werden sie wohl erwähnt, aber meistens nur mit wenigen Worten, die eine klare Vorstellung nicht ermöglichen. So berichtet O. Herzfelder gelegentlich der Schilderung des Neujahrsfestes in Buchara (Globus, 55, 1889, S. 27) von einem Baume, den er in den Garküchen sah. Er war aus feingeschnittenen gelben, weißen und roten Stäben (man beachte die Farben, hiezu F. Röck, Die Farben des Feuers, Mitra, I, 79) kunstreich aufgeschichtet und trug an der Spitze (also eine Art Pyramide?) einen bunten Papierblumen-Strauß.

Neunzählige Bäume finden wir reichlich in der Volkskunst wieder.

Auf einer Stickerei, einem Altländer Taschentuch,²⁾ sehen wir ein Gefäß, aus welchem eine Pflanze mit neun Trieben mit Blüten an den Enden entspringt. Bei jeder Blüte sitzt ein Vogel, bei dem Sprosse in der Mitte zwei.³⁾ Die zwei Vögel an den Rändern des Gefäßes gehören diesem zu. Aus dem Vergleiche ähnlicher Darstellungen wissen wir, daß der Baum den Lebensbaum bedeutet und daß das Gefäß das Sinnbild der Quelle mit dem Lebenswasser ist. Die Vögel sind die Bringer der Unsterblichkeitsspeise und des Unsterblichkeitstrankes.⁴⁾

Bäume von gleichem gesetzmäßigen Aufbau finden sich in der Volkskunst häufig. Einige Beispiele seien noch erwähnt.

Auf einer Löffelrem aus Fürstenfeld in Steiermark⁵⁾ aus dem 18. Jahrhundert sehen wir drei Vasen, in deren jeder ein neunzweigiger Baum steckt. Als Füllwerk dazwischen Pflanzen und Tiere, wie Vögel und Hirsche. Daran ist besonders auffallend das in der vorgeschichtlichen und Volkskunst häufig auftretende Motiv der Scheibe mit zugekehrten paarigen Vögeln.

¹⁾ E. Fehle, Deutsche Feste und Volksbräuche, Abb. 1, S. 19.

²⁾ O. Schwindraheim, Deutsche Bauernkunst, Abb. 26. 2.

³⁾ Im ganzen 10 Vögel. Die 10 hier als $9 + 1$ von ähnlicher Bedeutung wie die 9.

⁴⁾ Spieß, Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes. Mittlg. d. Anthrop. Ges. Wien 1914.

⁵⁾ M. Haberlandt, Österreichische Volkskunst, Tf. 78, 8.

Die Vorderwand einer Truhe aus Bosnien¹⁾ zeigt drei neunästige Bäume zwischen stilisierten Zypressen. Der Mittelsprosse dieser Bäume gabelt sich in eine doppelhorn- oder mondsichelartige Bildung, deren zwei nach aufwärts gekrümmte Enden in Früchte ausgehen, die einem Koniferenzapfen (Lebensbrunnen!)²⁾ ähnlich sehen.

Auf einer Stickerei aus Kaluga³⁾ im Novgoroder Kreise gewahren wir den neunzweigigen Baum zwischen symmetrisch gestellten Vögeln, auf einer Stickerei aus Assisi in Umbrien⁴⁾ zwischen Hirschen, auf einem Schmucktuche aus Altserbien⁵⁾ zwischen zwei Bäumen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Opferhauen in Niederösterreich.

Von Dr. Leonhard Franz, Wien.

Ungefähr halbwegs zwischen Ober-Bergern und Ober-Wölbling bei Mautern an der Donau steht eine kleine einfache Kapelle am Wege, die im Volksmunde zur »Toten Frau« heißt. Etwa 10 Minuten weiter, gegen Wölbling zu, erhebt sich eine mächtige Buche, die mit Heiligenbildern behangen ist; diese Stelle wird zum »Toten Mann« genannt. Über die beiden Örtlichkeiten erzählt man in der Gegend eine Sage, die ich auch in der Pfarchronik von Unter-Bergern unterm Jahr 1844 von dem damaligen Lokalkaplan Beda Stockmann eingetragen fand. Dort heißt es: »1803 erbaute man die Kapelle, zur »Toten Frau« genannt. Als Veranlassung zum Baue derselben gibt die Sage folgende Begebenheit an: Am Anfang des 17. Jahrhunderts waren die Waldungen um Ober- und Unter-Bergern dichter und von großer Ausdehnung, sie dienten den Räubern zum Aufenthalt. Diese fielen um das Jahr 1603 einen Mann samt seinem Eheeweibe an und töteten ihn. Sie wollten auch seine Gefährtin sogleich töten, allein sie bat kniefällig, man möchte ihr erlauben, etwas weiterzugehen, auf einen Platz, von welchem aus sie Langegg⁶⁾ sehen könnte. Die sieben Räuber willigten ein, führten sie bis zu einem großen Baume, von welchem sie den Gnadenort sehen konnte und sterben mußte (sic!). Später fand sich in der Eiche ein Bild, welches die Leute für wundertätig hielten und häufig besuchten. Manche in der Gemeinde, besonders der Gastwirt, fanden es für gut, die Eiche zu fällen und auf diesem Platze zur Aufstellung des angeblichen Wunderbildes die jetzige Kapelle zu bauen.«

So weit der Bericht des Pfarrbuches, der ja nichts Besonderes bietet. Einiges Interesse gewinnen jedoch der »Tote Mann« und die »Tote Frau«

¹⁾ M. Haberlandt, Österreichische Volkskunst, Tf. 98, 1.

²⁾ Bäume ähnlichen Stils auf den wohl einem Brunnenschmucke entstammenden türkischen Steinplatten in der Nähe des Laudongrabes bei Hadersdorf bei Wien.

³⁾ Studio, Peasant art in Russia, 1912, Nr. 87.

⁴⁾ Studio, Peasant art in Italy, 1913, Nr. 171.

⁵⁾ A. Haberlandt, Volkskunst der Balkanländer, Tf. XI, I.

⁶⁾ Wallfahrtsort im Bezirk Mautern.

dadurch, daß an beiden Stellen Vorübergehende einen Zweig hinwerfen. Neben der Buche sowie neben der Kapelle liegt je ein größerer Asthaufen, dessen unterste Lagen schon zu Humus vermodert sind. Es ist immerhin interessant, daß sich von dem weitverbreiteten Brauche, an Stellen, wo jemand sein Leben ließ, einen »Opferhaufen« aus Steinen oder Zweigen zu errichten,¹⁾ auch in unserer Gegend noch eine Spur erhalten hat. Merkwürdig ist, daß das Pfarrbuch von den Opferhaufen beim »Toten Mann« und bei der »Toten Frau« nichts erwähnt; der Brauch ist doch sicher schon zu Stockmanns Zeiten geübt worden, möglich, daß ihn der Geistliche in dem Gefühl, es da mit etwas Unchristlichem zu tun zu haben, mit Stillschweigen überging.

Solcher Stellen, die zum »Toten Mann« oder ähnlich heißen, werden in der Literatur etliche genannt (s. Verh. d. Berliner Anthropol. Ges., Sitzung vom 28. Mai 1893, S. 282). Aus der Gegend von Heilbronn erwähnt A. Schliz. Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit in der Heilbronner Gegend (im 6. Heft des Historischen Vereines Heilbronn, 1900) einen Schweinsberg genannten Berg, der früher die Bezeichnung »Dreitotenhügel« führte; in der Tat trägt er drei (vorgeschichtliche) Grabhügel. Bei einem Besuche in Stift Göttweig hat Abt Dungal mir gegenüber die Meinung ausgesprochen, daß auch beim »Toten Mann« und bei der »Toten Frau« der Fall so läge, daß sich um vorgeschichtliche Gräber eine jüngere, erklärende Sage gesponnen habe. Das ist nichts Unwahrscheinliches.

Ich habe dann auch gelegentlich eines Aufenthaltes in der Gegend im Sommer 1922 einige Stunden darauf verwendet, beim »Toten Mann« unter dem Opferhaufen zu graben. Mangels Zeit und entsprechender Geräte bin ich bei der Grabung nicht weit gekommen, hatte aber dort den Eindruck, daß das Erdreich, aus dem der flache Hügel unter dem Reisighaufen besteht, angeschüttet ist, aber möglicherweise wirklich ein Grabhügel ist. Ich hoffe, später einmal eine ordentliche Grabung durchführen zu können.

Nachdem vorstehende Zeilen geschrieben waren, kam ich zufällig darauf, daß bereits Marie Eysn in einer kurzen Mitteilung unter der Überschrift »Reisichthäufung in Niederösterreich« in der Berliner Zeitschrift für Volkskunde (1898, S. 455) die hier behandelten Opferhaufen erwähnt; sie bietet auch Photogramme der Kapelle und der Buche. Die Sage streift sie ganz kurz, den Opferhaufen bei der Kapelle hat sie aber vergessen. Bezüglich der Opferhaufen erfuhr sie, man mache sie, weil es ein »entrischer« Ort und »gut dagegen«, d. h. gegen böse Geister sei. Sie bemerkt auch, daß jeder Vorübergehende an dem Glockenstrick der Kapelle ziehe, um die Geister abzuhalten. Die Glocke, die am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Arzt, Dr. J. Knappel, gestiftet worden war, ist heute nicht mehr vorhanden, sie ist der Metallabgabe während des Weltkrieges zum Opfer gefallen. Schließlich sei noch hinzugefügt, daß die Leute von Bergern alljährlich am 16. Mai (Johann von Nepomuk) zur »Toten Frau« wallfahrten; an anderen Tagen unternehmen Wallfahrten dorthin die Einwohner von Wölbting und Lanterndorf.

¹⁾ Die Literatur über diesen Gegenstand ist reichlich. Vergl. zum Beispiel Andree, Ethnogr. Parallelen, S. 46 ff.; Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 267 ff.; Zs. f. öst. Vk. 1901, S. 22; 1912, S. 46; 1913, S. 204; 1914, S. 50, 143.

Der Krippenschnitzer Jakob Tyroller.

Von Dr. Richard Heller, Salzburg.

Wie so häufig in den Zeiten der größten Not und Elends die Menschen zur Rückkehr zur intimen Kunst und Poesie des Volkslebens gedrängt werden, so hat auch in den schweren Jahren des Krieges eine Kunst eine Art Wiedergeburt gefeiert, die in den Alpenländern Österreichs nie ganz verschwunden ist, in den Städten nur selten oder gar nicht zu finden war. Ich meine damit die alte schöne Sitte, zu Weihnachten eine Krippe aufzustellen. Speziell wir im Salzburgischen und im benachbarten Salzkammergut haben uns davon nie ganz trennen können und in den meisten Häusern findet man teils ganze, teils Fragmente von Krippen — wenn auch nicht in Verwendung, so zum mindesten auf dem Dachboden.

Seit dem Bestande des »Verein Freunde der Weihnachtskrippen« sind nun ziemlich zahlreiche Krippen wieder aufgetaucht und die Krippenausstellung bot einen wahren künstlerischen Genuß.

Unter den modernen erscheinen mir die Krippen von Jakob Tyroller in Salzburg deshalb bemerkenswert, weil sie wieder ein echtes Stück Volkskunst sind, das Produkt einer schlichten Begeisterung verbunden mit staunenswertem Können.

Wie dies meist bei volkstümlichen Künstlern der Fall ist, ist auch bei Tyroller das Figureschnitzen und das Aufbauen der Krippen nicht sein Hauptberuf, sondern als Tapezierermeister verwendet er, seinem künstlerischen Impuls folgend, jeden freien Abend, um sich dieser Lieblingsbeschäftigung zu widmen.

Tyroller ist im Jahre 1865 in Gerolfing bei Ingolstadt geboren, besuchte dort die Volksschule und kam zu einem Tapezierer in Ingolstadt in die Lehre. Er lernte dort aus, machte drei Jahre Militärdienst und kam im Jahre 1883 nach Salzburg, wo er heute noch als angesehener Tapezierermeister tätig ist. Tyroller hat niemals einen Unterricht im Schnitzen genossen und begann erst im Jahre 1900 sich aus Liebe zur Sache mit der Schnitzerei zu beschäftigen. Merkwürdig bleibt immerhin, daß er erst mit 35 Jahren seine Fähigkeit entdeckte und anfänglich nur zu seinem Vergnügen und Zerstreuung schnitzte.

Erst viel später schritt er an die Anfertigung von ganzen Krippen, in welchem Fache der volkstümlichen Kunst er es zu einer so großen Vollendung brachte.

Wie ich im Jahre 1898 auf den Hallstätter Schnitzer Johann Georg Kieninger (vulgo Kramerschneider) aufmerksam machte, dessen Arbeiten dann für das Museum für österreichische Volkskunde angekauft und eine eingehende Würdigung durch die Monographie von Prof. Dr. M. Haberlandt (Werke der Volkskunst, I) gefunden haben, so möchte ich auch das Augenmerk der Allgemeinheit auf diesen volkstümlichen Künstler lenken. Ebenso wie Kieninger, der Salinenarbeiter war, hat Tyroller nie einen Unterricht genossen und es sowohl in der Darstellung der einzelnen Figuren als auch im landschaftlichen Aufbau seiner Krippen auf eine Höhe gebracht, die weit über das Mittelmaß hinausgeht.

Während andere Krippenbildner in Salzburg sich des Wachses bedienen und die Figuren, wie Pitzer und seine Frau, geschmackvoll mit Stoffen be-

kleiden, arbeitet Tyroller ausschließlich in Holz und faßt die kleinen Figürchen selbst. Den Hintergrund zu seinen Krippen malt ihm nach seinen Angaben in ausgezeichneter Weise der greise Salzburger Maler Gold. Tyroller schnitzt seine Figuren in der Hand mit einem gewöhnlichen Messer und schneidet daher keine größeren Figuren (15 *cm* Maximum), welche nicht in der Hand gearbeitet werden können. Die einzelnen Figuren sind meisterhaft in der Bewegung und Ausdruck, ebenso wie die Tiere von einer verblüffenden Lebenswahrheit und Lebendigkeit sind.

Tyroller geht in seinen Krippen, deren manche die Länge von 2—3 *m* haben, so weit, daß er Personen und Tiere in perspektivischer Verkleinerung schneidet, und zwar so ausgezeichnet, daß die Täuschung bei entsprechender Beleuchtung eine vollständige ist.

Ogleich sich seine Arbeiten, wie eigentlich bei allen volkstümlichen Künstlern, an Bilder und Darstellungen anlehnen, so zeigen sie doch so viel Individuelles in der Auffassung, daß man in jeder Figur den Meister erkennt.

So wie ich heute instande bin, eine Arbeit Kieningers sofort zu erkennen, so glaube ich auch, daß ich eine Arbeit Tyrollers unter allen anderen herausfinden werde.

In den letzten Jahren hat nun Tyroller eine Reihe von Krippen verfertigt, unter welchen besonders nachstehende zu erwähnen sind:

1. Dreiteilige Krippe, 2'60 *m* lang, Figuren 11 *cm*. Links die Verkündigung der Hirten. Stimmungsvolle Nachtlandschaft, im Vordergrund die Hirten und eine Herde Schafe. Mittelstück: das Haus Nazareth, Maria spinnend, Josef bei der Zimmermannsarbeit, Jesu mit einer Hacke Holz spaltend. Als Staffage Hühner und Tauben. Dieses Mittelstück kann gegen die Anbetung der heiligen drei Könige ausgewechselt werden. Bei dieser Krippe ist die meisterhafte Auffassung der Bewegung besonders schön gelungen. Die beiden Pferde mit ihren Pferdchurschen sind vielleicht die besten Figuren in dieser Abteilung. Rechts die Flucht nach Ägypten, im Vordergrunde ein Löwenpaar, das scheu zur Seite schleicht.

2. Große dreiteilige Krippe, 2'60 *m* lang, Figuren 11 *cm*. Im Besitz der Firma Altenaichinger, Bürstenbindermeister in Salzburg. Links die Anbetung der Hirten mit ausgezeichneten Figuren, unter welchen die Gruppe im Vordergrund am Brunnen besonders schön ist. Mittelstück: Das Haus Nazareth in einer anderen Auffassung als bei Krippe 1. Rechts felsige Landschaft, im Hintergrunde die Flucht nach Ägypten, perspektivisch verkleinert; links im Vordergrund die heiligen drei Könige auf Kamelen dem Stern folgend. Die Bewegung der Kamele ist wieder von verblüffender Naturwahrheit.

3. Krippe, 70 *cm* breit, Figuren 11 *cm*, die Anbetung der Hirten darstellend. Im Besitz von Baron Warsberg.

4. Krippe, 1 *m* lang, Figuren 6 *cm*. Links der Stall mit der Anbetung der Hirten, in der Mitte der Engel. Über eine Brücke zieht eine Herde Schafe und Hirten. Rechts die Stadt mit dem Stadttor und verschiedenen gehenden Figuren, im Vordergrunde eine Gruppe an einem Brunnen. Die kleinen Figürchen sind mit ebenderselben Sicherheit geschnitten und es ist bewunderungswürdig, wie selbst bei diesen kleinen Figuren der Ausdruck getroffen ist.

5, 44 cm breite und 45 cm tiefe halbrunde Krippe. In meinem Besitz. Die Anbetung der heiligen drei Könige. Im Vordergrund ein springendes und ein stehendes Pferd mit ihren Pferdewärtern und ein liegendes Kamel.

Wenn es mir mit diesem kurzen Berichte gelungen ist, das Augenmerk berufener Faktoren auf diesen Autodidakten zu lenken, so ist mein Zweck erreicht und ich überlasse es den Fachmännern, sich noch eingehender mit diesem heimischen Künstler zu befassen.

Eine schwedische Gaubeschreibung.

Sigurd Erixon: Skultuna bruks historia. Stockholm 1921.

In der schwedischen ethnographischen Forschung hat die Arbeit von Sigurd Erixon über die Gemeinde Skultuna und das innerhalb deren Grenzen gelegene Messingwerk, die zu Weihnachten vorigen Jahres erschien, berechtigtes Aufsehen erregt als die gründlichste Schilderung eines einzelnen Kirchspiels in schwedischer Sprache. Bisher ist der erste Teil erschienen, der vor allem die siedlungs- und baugeschichtliche Entwicklung des Kirchspiels behandelt und 780 Seiten samt einem Bande Kartenbeilagen umfaßt.

Weil der Sprache wegen außerhalb der Grenzen Schweden zu wenig von der ethnographischen schwedischen Forschung bekannt ist, scheint eine kurze Übersicht über den reichen Inhalt dieses Werkes in dieser Zeitschrift am Platze zu sein.

Das im mittleren Schweden gelegene Kirchspiel Skultuna ist hauptsächlich ein Flachland, durch welches sich der Svartå hinzieht, ein kleiner Fluß, der der Mälär zufließt. Die alte Bodenkultur ist auf dem Lehm Boden am Flusse zu finden. Dort entstanden auch die ersten Anfänge einer Ansiedlung, wovon die Funde von Äxten aus der Steinzeit erzählen. Die Verbreitung, die die Ansiedlung schon während der Eisenzeit hatte, blieb während des Mittelalters in der Hauptsache unverändert und auch während der Neuzeit insofern, als alle größeren Dörfer und Höfe um Svartå konzentriert liegen. Das erste wichtige Ereignis in der Geschichte des Kirchspiels war der Aufbau der Kirche und die Absonderung des Pfarrhofes am Anfang des Mittelalters. Das nächste wichtige Jahr war 1607, als das Messingwerk Skultunas angelegt wurde. »Mitten in dem alten Bauernkirchspiel erwuchs das Messingwerk wie eine neue seltsame Pflanze in einem harten lehmigen Kornacker.« Dagegen hat das Anlegen der Herrenhöfe des Kirchspiels keine große Bedeutung gehabt. Die gesetzliche Aufteilung des Ackerbodens, die im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgeführt wurde, bedeutete ferner die wichtigste Veränderung in der Geschichte des Dorfes. Durch diese Aufteilung bekamen die Bauern ihre früher zerstreut liegenden Parzellen zu großen zusammenhängenden Gütern vereinigt, was zur Folge hatte, daß die alte Dorfgemeinschaft gesprengt wurde und viele Bauern das Dorf verlassen und außerhalb desselben neue Höfe errichten mußten.

Der älteste Dorftypus, dessen Namen uns aus Schweden bekannt ist, ist die sogenannte »hammarskilt«, die in einigen der mittelalterlichen Gesetze genannt wird. Näheres über das Aussehen dieses Dorftypus ist in den Ge-

setzen nicht zu finden. Meistenteils wird dort ein anderer Dorftypus geschildert, das sogenannte »solskiftade« Dorf, d. h. das nach der Sonne orientierte Dorf. Den Namen hat dieser Dorftypus wohl davon bekommen, daß er nach den Himmelsrichtungen orientiert wurde. Ein neuerer Dorftypus ist vor der Auflösung der Dörfer während des 19. Jahrhunderts nicht mehr aufgetreten.

Mit seiner gründlichen Kunde des schwedischen Dorfwesens hilft uns der Verfasser, die schwer verständlichen Vorschriften der mittelalterlichen Gesetze über die Anlage neuer Dörfer zu begreifen. Die Längsrichtung der »solskiftade« Dörfer war ostwestlich oder nordsüdlich. Der Dorfstraße entlang wurden die Grundstücke abgesetzt in einer Länge, die der Größe des Hofes im Dorf entsprach. Die Straße ging entweder längs der Hofgebiete, was der Verfasser einfaches Reihendorf nennt, oder quer durch das Dorf so daß dieses Grundstücke zu beiden Seiten der Straße erhielt, wodurch meistens eine Einteilung des Dorfes in Quartiere entstand. Das mittelalterliche Gesetz aus Ostgotland gibt auch das Maß der Hofgebiete an der Dorfstraße an. Es betrug 10 Ellen für jeden »attung« (Hof, der ein Achtel des Dorfes besitzt). Nach der Größe des Hofgrundstückes wurde auch die Größe und Lage des Anteilens an Ackerboden wie auch an Wiesen und an übrigen Teilen des Grundstückes bestimmt. Der durchschnittliche mittelalterliche Bauernhof scheint aus zwei Achteln des Dorfgebietes bestanden zu haben, und die alten Grundbücher der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zeigen auch die Dörfer, die aus 8 Achtungen bestehen, entschieden in der Majorität. Das normale Dorf hatte 2, 3 oder 4 Bauern.

Nach diesem Schema sind im großen und ganzen auch die Dörfer in Skultuna gebaut. Der Dorfplan bildet ein Rechteck, dessen Längsrichtung und Orientierung von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen ist. Die Grundstücke liegen entweder in einer Reihe oder in zwei — im letzten Falle mit einer Dorfstraße zwischen den Reihen der Höfe. Was die Größe der Skultunadörfer betrifft, zählt das typische Volldorf 28 bis 33½ »öresland«, wobei diese Einteilung derjenigen der Achtungen entspricht, so daß ein Achtel 4 »öresland« entspricht. Aber daneben gibt es auch »Halbdörfer« von ungefähr 16, »Dreivierteldörfer von ungefähr 24 und »Fünfvierteldörfer« von ungefähr 40 »öresland«.

Nach 1734, was der Verfasser als die jüngere Periode der nach der Sonne verteilten Dörfer bezeichnet, haben die Dörfer durch Zerteilung der Höfe große Veränderungen durchgemacht. Während des 16. und 17. Jahrhunderts bestand diese Teilung nur darin, daß neue Wohnhäuser in dem alten Hofe aufgeführt wurden, nachher darin, daß vollständig neue Höfe auf den freien Stellen des Dorfes angelegt wurden. Dadurch wurde die Zahl der Dorfhäuser sehr gesteigert und die Dorfstraße fing an mit langen zusammenhängenden Hausreihen besetzt zu werden.

Aber im großen und ganzen lebten die Dörfer bis zum 19. Jahrhundert ihr Leben wie im Mittelalter fort. Erst die oben geschilderte gesetzliche Aufteilung des Ackerbodens des 19. Jahrhunderts hat das alte Dorfwesen mit seiner eigenartigen Kultur aufgelöst.

Der Verfasser hat nach der Gruppierung der Hofhäuser Schweden in vier Gebiete aufgeteilt, wovon Skultuna dem zentralschwedischen angehört.

Auch zeigt sich bei eingehender Untersuchung, daß um 1800 ungefähr 10% der Höfe zu diesem Typus gehörten. Die zentralschwedischen Höfe, die im mittleren Schweden vorkommen, bestehen aus zwei Hausgruppen, einer, worin die Wohnhäuser, und einer, worin die Ställe liegen. Die zwei Hausgruppen bilden ein rechteckiges Ganzes, worin eine Hausreihe, meistens aus Pferdestall, Torhaus und Kornspeicher bestehend, die Zwischenreihe bildet. Die Entstehungszeit des zentralschwedischen Hofstypus setzt der Verfasser ins Ende des Mittelalters. Die Auflösung kommt ungefähr im Anfang des 19. Jahrhunderts, wobei die Brandgefahr der dicht zueinander stehenden Blockhäuser mitwirkte.

Von besonderem Interesse ist auch die ausführliche Beschreibung der Haustypen. Der Verfasser behandelt einen nach dem andern und verfolgt ihre Entwicklung von der ursprünglichsten Form bis zu den Formen, die jetzt die vorherrschenden sind. Die Entwicklung der Haustypen hängt eng mit der Entstehung des im Viereck gebauten Hofes zusammen, denn als die Häuser zu Reihen im Hofe zusammengeschlossen wurden, wurden auch die einzelnen Häuser verändert.

Das wichtigste Haus des Hofes war das Wohnhaus. Nachdem schon in prähistorischer Zeit die runde Form dieses Hauses verlassen wurde, trat der Typus des Wohnhauses auf, der bis in spätester Zeit in entlegenen Teilen Schwedens verwendet wurde und der nach seinem in Dalekarlien vorkommenden Namen »eldhus«, d. h. Feuerhaus, genannt wird. Das war ein einräumiges Blockhaus mit Herd mitten auf dem Boden, mit offener Giebelvorhalle und mit Eingang durch diese Vorhalle. Die nächste Veränderung in der Geschichte dieses Hauses bestand nach der Ansicht des Verfassers darin, daß dasselbe mit einem Vorratshaus, das ungefähr in derselben Weise — aber ohne Herd — gebaut war, vereinigt wurde in der Weise, daß die zwei Giebelvorhallen aneinanderggeführt wurden. Dadurch entstand die sogenannte Paarstube. Aus diesem Typus scheint — der Verfasser vertritt hier eine von der bisher herrschenden Ansicht abweichende Meinung — der zweite alte Typus der schwedischen Bauernstuben, die Morastube, die kleiner ist und aus Vorhaus, Kammer und Küche besteht, durch eine Verkrüppelung der Paarstube sich entwickelt zu haben.

Es würde zu weit führen, dem Verfasser auch in die übrigen Kapitel seines an Aufschlüssen reichen und innerhalb der schwedischen Ethnographie bahnbrechenden Werkes zu folgen. Der Rezensent will hier nur den Wunsch aussprechen, daß ein kurzer Abriß der bedeutungsvollen Arbeit in einer mehr gelesenen Sprache als der schwedischen erschiene.

Stockholm.

Ragnar Jirlow.

Anfrage den „Bandtanz“ und „Vogelbeerbaumtanz“ betreffend.

Die Leser dieser Zeitschrift werden gebeten, falls ihnen etwas über einen dieser Tänze bekannt ist, möglichst genaue Angaben an meine Adresse gegen Ersatz der Auslagen zu senden.

Der »Bandltanz« wird in Bayern, Salzburg und Steiermark von der bäuerlichen Bevölkerung getanzt und hat folgendes Aussehen: Den Mittelpunkt bildet eine Stange (in früherer Zeit ein Baum), von deren Spitze lange Bänder herabhängen. Diese halten die Tanzenden, die sich in zwei Reihen in entgegengesetzten Richtungen aneinander vorbeibewegen, in den Händen und umflechten damit die Stange.

Der »Vogelbeerbaumtanz« ist ein »Bandltanz«, bei dem statt der Stange ein geschmückter Vogelbeerbaum umtanzt und eingeflochten wird. Er findet sich in Steiermark.

Auch über den »Vogelbeertanz«, der beim Brennen des Vogelbeerbranntweins in Steiermark aufgeführt wird, bitte ich um Angaben.

Die Nachrichten über den »Bandltanz« und den »Vogelbeerbaumtanz« in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde sowie die Beschreibungen des »Bandltanzes« in dem Buche von Karl Adrian und in der »Gartenlaube« (Jahrgang 1895) sind mir bereits bekannt.

Dr. Rosa Schömer
Klosterneuburg bei Wien, Leopoldstraße 30.

Literatur der Volkskunde.

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1919. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer. Berlin und Leipzig 1922.

Mit einiger Verspätung, die aber durch die schwierigen Zeitumstände wohl begreiflich erscheint, kommt dieses überaus nützliche Werkchen in die Hände der Fachgenossen. Sein Stoffgebiet ist durch Ausdehnung auch über außer-europäische Volksgebiete stark erweitert, jedoch ist Vollständigkeit hier weder angestrebt noch erreicht. Es ist die Frage, ob es überhaupt angezeigt ist, über die europäischen und die unmittelbar damit in engerem kulturellen Zusammenhang stehenden Volksgebiete Vorderasiens hinauszugehen; ich möchte es bezweifeln. Die Volkskundliche Bibliographie soll ja keine allgemein ethnographische Bibliothek werden, denn wie die Arbeitsteilung einmal besteht, vermag sich weder der Volkskundler mit allgemeiner Ethnographie, noch der Ethnograph (beispielsweise für Amerika oder Ozeanien) mit europäischer Volkskunde intensiver zu befassen. Wir müssen dem verdienstvollen Bearbeiter und seinen Mitarbeitern für das Gebotene besten Dank sagen.

Altösterreichische Volkstänze. Gesammelt von Raimund Zoder. Herausgegeben vom Österreichischen Volksbildungsamt 2 Hefte. 1922.

Um in der Heimatbewegung dem Streben nach Wiederbelebung alter bodenständiger Tanzformen zu Hilfe zu kommen, bietet der als Kenner des Volksbrauches weitberufene Verfasser zehn alte Tänze aus den österreichischen Alpenländern nach der von ihm festgelegten Methode der Tanzaufzeichnung dar. Es sind dies: Der Neubayrische, der Haxenschmeißer, der poschade Flugsumi, der Strohschneider, das Hiata madl, der Siebenschritt, der Neukatholische, die Schuster-Polka, der Polsterltanz, die sieben Sprünge. Nach der anschaulich-genauen, mit den Musiknoten in genauester Übereinstimmung

gebrachten Schilderung der Tanzbewegungen in ihrem Ablauf sind vielfach auch volkskundlich wertvolle Anmerkungen über Herkunft, Alter und Verbreitung der betreffenden Tänze beigebracht. Welcher Reichtum an schwingvoller Gelenkigkeit und schalkhafter Grazie, an mimischer Kraft und Laune entfaltet sich in diesen alten Tänzen, denen die hergebrachten urwüchsigen Äußerungen frohen Bauernsinns. Strampfen, Paschen und Singen in rhythmischem Wechsel zugemischt sind. Die Musik — Geigen und Klarinette — begleitet und befeuert in unnachahmlicher Schneid die Tanzbewegungen. Gute Tanzmusikanten waren früher oft landbekannt und gesucht. — Das Werkchen wird so gleicherweise der Volkskunde wie der Volksbraucherneuerung dienlich sein und ist auf das dankbarste zu begrüßen.

Heimattrost. Von Emil Lehmann. Sudetendeutscher Verlag in Reichenberg, 1922.

Die Sagen des Leitmeritzer Gaus. Von Josef Kern. Im gleichen Verlag, 1922.

Beide Bändchen entspringen und entsprechen der starken Heimatbewegung, die in den Deutschen Böhmen lebendig wirkt.

Emil Lehmann ist als bewährter Heimatbildner und Volkserzieher bekannt. In seinen Schriften »Heimatkundliche Volkserziehung«, »Altvaterland — zur deutschen Stammeserziehung«, »Der Schönhengstgau«, »Die Wünschelrute« u. a. m. arbeitet er dem gleichen Ziele wie in dem obengenannten Büchlein entgegen. Vielleicht ist etwas zu viel Heimatstimmungsmalerei in den Werkchen; es seien dem Verfasser wie allen verwandten Volksbildnern die Ausführungen und Mahnungen, die Kurat Ch. Frank in den vortrefflichen »Deutschen Gauen«, XXIII (1922), 5./6. Lieferung, neuerlich hinausschickt, ans Herz gelegt. mit dem prächtigen Aufsatz: »Umstellung und Umwertung«.

In anspruchsloser Form erzählt, bietet uns Josef Kern die Sagen des Leitmeritzer Gaus.

In 15 Gruppen ist ein reicher Überlieferungsschatz mitgeteilt, zu welchem am Schluß Erläuterungen und Nachweise verwandter Sagenstoffe in sehr erwünschter Art beigebracht sind.

Jugoslawische volkstümliche Ornamente. Herausgegeben von Albert Sič in Laibach. 1922

In reichster Ausstattung gibt hier ein genauer Kenner volkstümlicher Kunst der Südslawen die erste Lieferung einer Sammlung volkstümlicher Ornamentmotive der Slowenen Krains und Kärntens heraus. Mehr als je ist seit dem Kriegsende, das den Nachfolgestaaten ein selbständiges nationales Leben gebracht hat, hier der Sinn für die traditionellen Volksgüter lebendig, und es ist nur zu begrüßen, wenn er sich, möglichst frei von nationalem Überschwang, in positiver Arbeit und nach wissenschaftlichen Grundsätzen betätigt. Wir finden in der vorliegenden ersten Lieferung eine Fülle von Ornamentmotiven, die von der Bemalung der Ostereier und aus der Bestückung und farbigen Benähung von Pelzjacken und sonstigen Kostümstücken geholt sind. Erstere sind mehr von geometrischer, letztere von vegetabilischer Ornamentik beherrscht. Ihr Zusammenhang mit östlichem Stil, besonders auch mit ungarischen Formen ist deutlich wahrzunehmen. Alle Kreise, die sich mit Volkskunst beschäftigen — und dieselben sind gegenwärtig sehr in Aus-

dehnung begriffen — werden das vorliegende Werk gern begrüßen und sich auf die folgenden Lieferungen freuen, für welche die Stickereien der Slowenen besonders reichen Stoff zu bieten vermögen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Heimatkunde von Niederösterreich. Herausgegeben vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich unter Leitung von Hofrat Dr. A. Becker Prof. Dr. G. Schlesinger und Direktor Dr. M. Vancsa.

In 14 Heften bereitet sich mit diesem Werke, an dem die angesehensten Fachmänner mitarbeiten, eine umfassende Heimatkunde Niederösterreichs vor, bei welcher der geographisch-naturwissenschaftliche, der geschichtlich-volkskundliche und der kulturgeschichtliche Standpunkt gleichmäßig Berücksichtigung finden. Es liegen bisher vor: Heft 12: Volkskunde von Dr. A. Haberlandt; Heft 8: Die Römerzeit von Dr. W. Kubitschek; Heft 9: Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit von Doktor M. Vancsa; Heft 3: Das Viertel unter dem Wiener Wald von Dr. J. Mayer; Heft 5: Entwicklung der Landeskunde von Dr. E. Oberhammer; Heft 10: Die Entwicklung der bildenden Kunst in Niederösterreich von Dr. Hans Tietze; Heft 13: Geschichte der Musik in Wien und Niederösterreich von Dr. A. Schnèrich. Naturgemäß interessiert uns hier das die Volkskunde Niederösterreichs behandelnde 12. Heft am stärksten, in welchem die Bewohner und ihre Mundart auf siedlungsgeschichtlicher Grundlage, das Bauernhaus in seinen verschiedenen Gestaltungen, Tracht und sonstiger Volksbesitz, Sitte und Brauch und endlich die Volksdichtung ihre Schilderung finden. Eine Hausformenkarte, von dem verstorbenen Altmeister der österreichischen Bauernhausforschung Anton Dachler entworfen, ist dem Kapitel über das Bauernhaus beigegeben. — Es seien alle heimatkundlich interessierten Kreise mit Nachdruck auf dies schöne wissenschaftliche Unternehmen aufmerksam gemacht.

Zur Beachtung! Die früheren Jahrgänge der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (IV, VII, XIII, XIV, XXI/XXII, XXIV sind vergriffen) kosten für österreichische und reichsdeutsche Mitglieder je 20.000 K, für das sonstige Ausland je 5 Schweizer Francs. — Die Ergänzungshefte, beziehungsweise -Bände (I, III, IV, VI sind vergriffen) kosten: II und V 12.000 K, VII—XIII je 32.000 K, XIV 50.000 K, für das Ausland entsprechend 2, 5, 10 Schweizer Francs. — Sonderabdrucke aus der Zeitschrift: »Werke der Volkskunst«, I—III: Prof. Dr. M. Haberlandt: Die Arbeiten des Schnitzers J. Kieninger 20.000 K, J. Strzygowski: Ein Werk der Volkskunst 10.000 K, Dr. Ubell: Der Fund von Schwanenstadt 20.000 K, A. Walcher: Der Renaissance-Fund von Schwanenstadt 25.000 K, Dr. A. Haberlandt: Die Holzschnitzerei von Gröden 35.000 K, Prof. Donat: Handgezeichnete Webebücher aus Tirol 25.000 K. — Alle Preise freibleibend. — Bestellungen und Vorauszahlungen an die Vereinskasse.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Normals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
VIII. Laudongasse 17
mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.
Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

28. Jahrgang 1923.

Heft 3.

Die Tierfabel in Werken der Volkskunst.

Mit 2 Textabbildungen.

Von Prof. Dr. M. Haberlandt.

Es ist das Kennzeichen der echten volkskünstlerischen Arbeiten, daß sie, wie praktisch und gebrauchsmäßig, so auch in ihrem Motiveninhalt mit dem Leben eng verknüpft zu sein pflegen. Der Motivenschatz, mit dem die Volkskunst arbeitet, ist demgemäß im allgemeinen ein beschränkter und aus dem Lebens- und Anschauungskreis des Volkes geschöpft. Außerdem bieten natürlich Religion und Volksglaube sowie die volkstümliche Symbolik ein vielbenütztes Reservoir von Anschauungen und Formen dar. Seltener sind Beziehungen zu literarischen Quellen; die Sage, das Märchen, Mythe und Aberglaube haben so gut wie gar keinen unmittelbaren Niederschlag in den Gestaltungen der Volkskunst hinterlassen.¹⁾ Dagegen ist die Tierfabel, die sich in der Volksliteratur der vergangenen Jahrhunderte recht lebendig geäußert hat, von hier aus auch mehrfach bildmäßig in die Volkskunst eingedrungen und hat den volkstümlichen Motivenschatz mannigfaltig in sehr anmutiger Weise bereichert. Es sind aber nicht eigentlich die wohlbekannten Gestalten und Vorgänge der antiken Tierfabel, die hier vorgeführt werden, sondern der ganze scherzhafte Bilderkreis, um den es sich hier handelt, zeigt sich von der Grundidee »der verkehrten Welt« beherrscht, derzufolge die Tiere ihre Beschäftigungen und Beziehungen zueinander tauschen und sich wie Menschen gebärden.

C. Wendeler und J. Bolte haben in ihren Aufsätzen über Bildergedichte und Bilderbogen des 16. und 17. Jahrhunderts (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Berlin 1905 und 1907) gezeigt, wie solche Vorstellungen einer verkehrten Welt im Zusammenhang mit den Bildern von unmöglichen Dingen und mit den Lügenstücken in Wort und Bild schon seit dem 13. Jahrhundert nachzuweisen sind. Eine bemalte Tonfliese des 13. Jahrhunderts aus einem Kloster in Derby zeigt einen Hasen, der Horn blasend auf einem Hund zur

¹⁾ Ein noch nicht hinlänglich aufgeklärtes Beispiel solcher Art ist vielleicht die mehrfach vorkommende Gestalt des »Eierlegers«, über dessen volksbildnerische Darstellung ich in den »Werken der Volkskunst«, II, S. 80 ff., gehandelt habe.

Jagd reitet (L. Jewitt, *The Reliquary*, 3, 92, Tafel 12). Auf Miniaturen des 14. Jahrhunderts wird der Hund gefesselt von mehreren Hasen zum Galgen gefahren; auf einem Holzrelief des Klosters zu Sherborne hängen die Gänse den Fuchs. Auf derselben Umstellung der Akteure beruht Hans Sachsens Schwank von 1550: »Die Hasen fangen und braten den Jäger.«

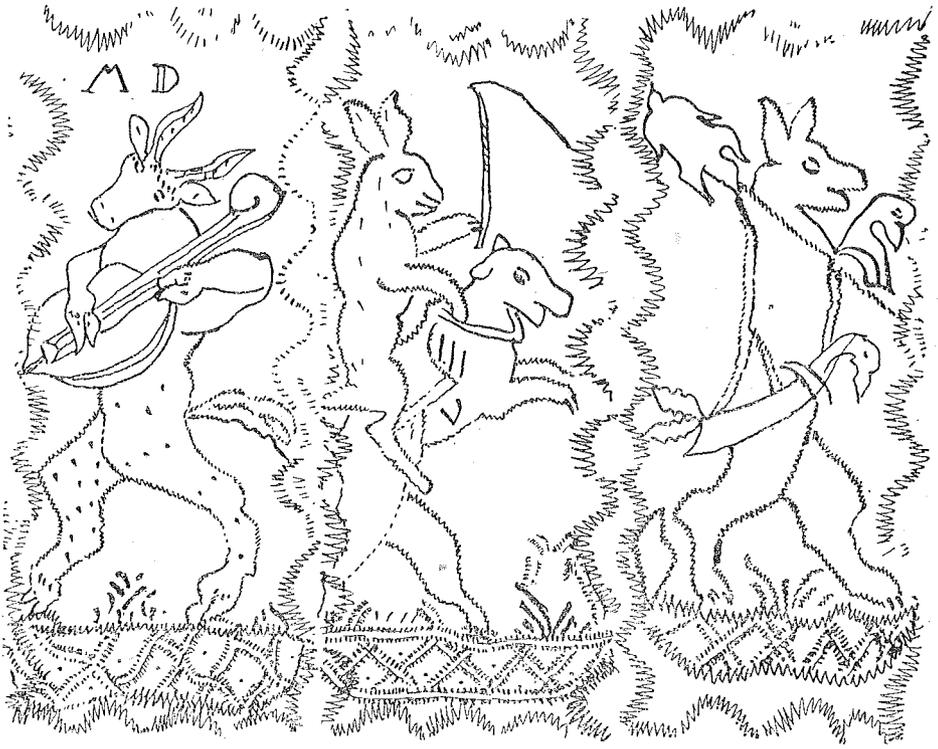


Fig. 1. Parodistische Tierszenen von einer Zinnpietsche, (17. Jahrhundert.)

Es ist nun als Quelle für das Eindringen solch scherzhafter Tierbildchen in die Volkskunst, wo wir sie auf Schüsseln und Krügen aufgemalt, auf Zinn eingestochen, in Holz eingelegt mehrfach vorfinden, bedeutungsvoll, zu erfahren, daß solch scherzhafte Einfälle frühzeitig auf Bilderbogen, zufrühest des 17. Jahrhunderts gesammelt reproduziert wurden. Wendeler bespricht am angeführten Orte einen 24 Nummern enthaltenden Bilderbogen von der verkehrten Welt, der im 17. Jahrhundert mehrmals aufgelegt und bis ins 19. Jahrhundert nachgeahmt worden ist; 1670 zitiert Grimmelshausen diesen Kupferstich. Wie beliebt und populär dieser scherzhafte Bilderkreis gewesen sein muß, bezeugen die Fassadenmalereien eines Altwiener Hauses, das von Maximilian I. 1509 dem Haspelmeister Friedrich Jäger verliehen ward, welche diesen Stoff auf 32 Feldern ausführlich darstellten (z. B. Verfolgung der Jäger und Hunde durch die Hasen, der Fuchs predigt den Gänsen u. dergl. m.).

Das Haus stand bis 1749, siehe darüber Leisching, Das Wiener Hasenhaus, Z. f. bild. Kunst N. F. 4, 1893.)

In den Kreis dieser schriftlichen und bildnerischen Tierfabeln, von ihnen inspiriert und beeinflußt, gehören nun auch die scherzhaften Darstellungen der Volkskunst, von welchen im Folgenden eine Anzahl von Proben vor-

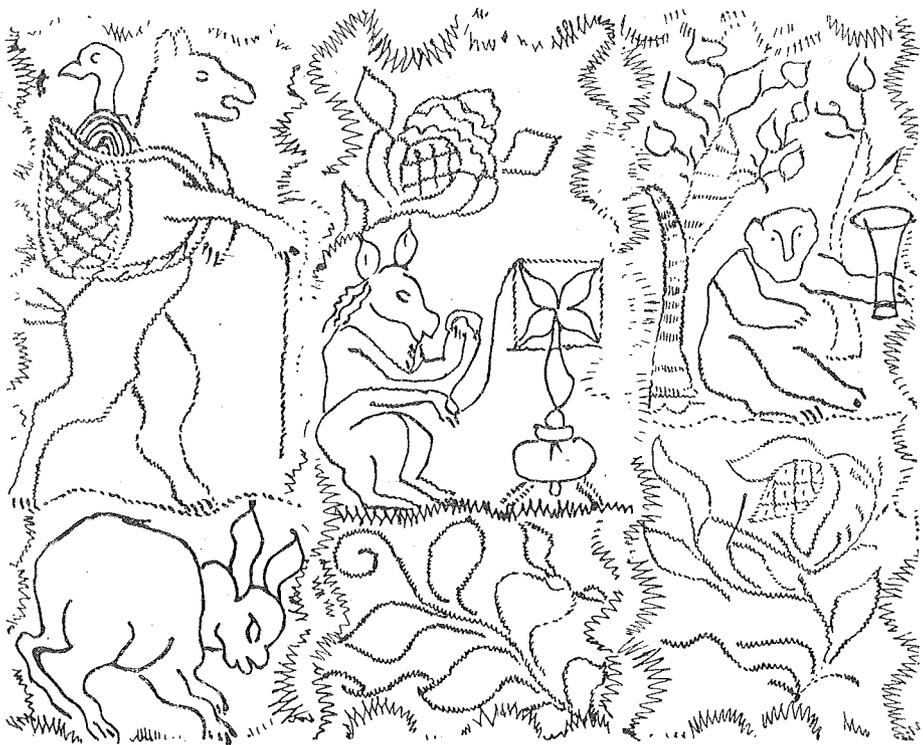


Fig. 2. Parodistische Tierszenen von einer Zinnpietsche. (17. Jahrhundert.)

geführt werden soll. Es sind durchaus Werke des 17. Jahrhunderts, auf welchen sie sich finden, was zeitlich mit der Datierung der erwähnten Bildervorlagen aufs beste übereinstimmt.

Besonders ausgiebig zeigt sich die Benützung solcher Vorlagen im Umkreis der Erzeugnisse einer namhaften salzburgischen Töpferwerkstätte des ausgehenden 17. Jahrhunderts. Auf Krügen und Schüsseln der durch A. Walcher-Molthein nachgewiesenen Majolikawerkstätte des Thomas Obermillner (»Kunst und Kunsthandwerk«, X, 1907, Heft 2) finden sich zahlreiche hiehergehörige Motive in sehr anmutiger Weise verwendet. Nicht nur Verkehrungen der Situationen, sondern überhaupt Vermenschlichung der beliebtesten Fabeltiere in Beschäftigung und Auftreten finden sich in diesen Darstellungen parodistischer Tierszenen, die nach Walcher aus der Hand des Malergesellen Matthias Scherzhäuser hervorgegangen sind. So finden sich auf

5 Stücken des Museums für Volkskunde, die aus der Werkstätte Obermillner stammen, die folgenden Szenen: 1. Fuchs führt 2 Gänse in einem Kahn über ein Gewässer. 2. Fuchs und Gans. 3. Fuchs und Hase. 4. Postkutsche mit Hasen im Wagen, ein Fuchs kutschiert, Hunde sind eingespannt. 5. Hasen tafeln an reichbesetztem Tisch; Hase trägt im Rückenkorb eine Gans und führt einen Hund an der Leine; ein anderer Hase trägt Speisen auf; Hase reitet auf einem Hunde. In meinem Werke: »Österreichische Volkskunst«, Tafelband, Tafel 44, sind weitere Beispiele beigebracht; A. Walcher führt ähnliche Darstellungen aus Salzburger Museumsmaterial an. Es zeigt sich, daß der betreffende Malergeselle nicht nur einige der alten überlieferten Motive getreu reproduziert hat, sondern daß er auch freischöpfend einige dieser parodistischen Tierszenen dazu erfunden hat, z. B. die Tierpostkutsche, der Bär als Pilger, äsende Hirsche.

Aus den gleichen Vorlagen wie die genannte Töpferwerkstätte haben auch, wie aus den umstehenden Beispielen (Fig. 1 und 2) ersichtlich, die Erzeuger von Zinngeschirr geschöpft. Die Dekoration der Zinnschüsseln, Pietschen, Humpen u. s. w. ist derjenigen an den zeitgenössischen Majoliken, die ja fast alle in den gleichen Formen auftreten, ja überhaupt außerordentlich ähnlich (siehe meine »Österr. Volkskunst«, Textband, S. 158). Auf den Wänden einer sechsseitigen Zinnpietsche des 17. Jahrhunderts im Besitz des Museums für Volkskunde findet sich so eine ganze Reihe parodistischer Tierszenen, unter denen die alten Motive des vom Hasen gerittenen Hundes oder des Fuchsen mit der Gans im Rückenkorb wiederkehren. Hübschen Humor vertragen auch die Bilder des lautenschlagenden Esels oder des pokulierenden Bären. Daß auch die Holzkünstler mit ähnlichen Motiven vertraut waren, zeigt eine Holzplatte im Besitz des Museums für Volkskunst: in hübscher Einlegearbeit ist hier ein Hase, den Fuchs auf einem Schiebkarren führend, dargestellt. Endlich bringen auch die Kärntner und Krainer Bienenstirnbretter mitunter verwandte Szenen, so das Leichenbegängnis des Jägers, der vom Getier des Waldes im Trauerzug getragen und begleitet wird.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob alle diese Vorstellungen von menschlich handelnden Tieren und der Verkehrung ihres Verhältnisses untereinander zuletzt nicht einen mythischen Hintergrund besitzen, der natürlich schon dem Bewußtsein der mittelalterlichen und noch mehr der späteren Bearbeiter und Bildner längst verschwunden wäre.¹⁾ Namentlich das starke Hervortreten der Hasen unter diesen Tierszenen — der Hase hat als Mondwesen und auch sonst starke Bezüge zu mythischen Vorstellungen — ließe daran denken. Doch müssen solche Vermutungen den Mythenforschern überlassen bleiben. Hier sei nur daran erinnert, daß wie sonst auch mit diesem Stoffgebiet die Volkskunst sich als der letzte Erbe einst weit verbreiteter literarischer und bildnerischer Erzeugnisse höherer Stufe erweist.

¹⁾ Das hohe Alter solcher Vorstellungen wird durch entsprechende Darstellungen in altägyptischen Papyri dargetan, worauf mich Dr. A. Haberlandt aufmerksam macht. Im »Guide to the Egyptian Collections in the British Museum«, S. 27—30, sind vier ganz verwandte Darstellungen abgebildet, aus Papyrus Nr. 10.016 im Brit. Museum.

Monatsbaum, Jahresbaum, Weltenbaum.

Von Prof. Dr. Karl Spieß, Wien.

(Fortsetzung.)

Der Baum in den Dainos und im Monats-, Jahres- und Zeiträtsel.

Wer mit der Gesetzmäßigkeit der Zahlen bei ähnlichen Darstellungen nicht vertraut ist, könnte immerhin der Meinung sein, es handle sich um einen Zufall, daß die aus dem Gefaße emporwachsende Pflanze neunspässig sei. Die Zweifel mögen durch die Zeugnisse der litauischen Volkslieder¹⁾ (Dainos) zerstreut werden. Dort ist der neunästige Baum ein geläufiges Bild. Ein Beispiel²⁾:

Rauten sät' ich	Und er verzweigte sich
Drei Jährchen hindurch.	Und Blätter wuchsen
Nicht eine keimte auf.	In neun Zweiglein,
Doch grüner Majoran,	Auf jedem Zweiglein
Der keimte auf	Ein kleiner Kuckuck.
Im grünen Rautengärtchen.	Ruft Kuckuck jeden Morgen.

Hier sind auf den Zweigen auch Vögel gedacht, ganz entsprechend dem Muster der vorhin erwähnten Stickerei.³⁾ Auch Linde, Eiche, Fichte werden in den Dainos als neunästig erwähnt.

Wüßten wir nicht aus Untersuchungen über den arischen Kalender, was die Zahlen 3×9 , beziehungsweise 3×10 der regelmäßig aufgebauten Bäume zu bedeuten haben, so erfahren wir es aus einem Rätsel aus dem Schahname, III, 18, 19, dessen Bedeutung als Quelle für altiranische Überlieferung längst erkannt ist. Das Rätsel, das Minuttschehr dem Sal zu raten gibt, lautet⁴⁾:

Zwölf Bäume sah ich sprießen, schlank und kühn,
 Von stolzem Wuchse und von frischem Grün;
 Niemals vermehren sich die dreißig Zweige,
 Die jeder treibt, noch geh'n sie je zur Neige.

Die Lösung:

Zwölf Bäume, jeglichen mit dreißig Zweigen,
 Sahst du; den Sinn davon will ich dir zeigen.
 Zwölf junge Monde hat ein jedes Jahr;
 Sie thronen wie ein junger Schehriar;
 Und also hat der Himmel es gewollt,
 Daß jeder Mond der Tage dreißig rollt.

¹⁾ E. Haertel, Die Neunzahl in den litauischen Volksliedern und ihr Verhältnis zur Siebenzahl. Schles. Ges. z. vaterländ. Kultur, 1914.

²⁾ Anton Juskewič, Litauische Hochzeitslieder. Petersburg 1883, p. 473.

³⁾ Der Zehnzahl ($9 + 1$) der dort eingestickten Vögel entspricht in den Dainos ein zehnzähliger Baum. Deutlich ist dort die 10 als $9 + 1$ erkennbar. Zum Beispiel Iwan Juskewič, Litauische Volkslieder, Petersburg 1867, Nr. 6, S. 17:
 O. du Eiche rauschästige, Alle neun hat der Wind gebrochen.
 Rauschest früh und abends, Doch, o Gott, laß nur den Wipfel stehen!
 Bis neun Äste du getrieben, Daß das Täubchen drin ein Plätzchen
 Bis neun Äste du getrieben finde,
 Und diesen zehnten Wipfel Morgens, abends da zu girren.

⁴⁾ Nach der Übersetzung des Gf. v. Schack.

In diesem Rätsel erscheint der Baum als Bild des Monats, und so werden wohl auch die vorher betrachteten, nach bestimmten Zahlen aufgebauten Bäume Sinnbilder des Monats sein.

Nun verstehen wir auch, warum der zuerst besprochene Baum 27 Lichter hat. Damit sollen die 27 hellen, monderleuchteten Nächte zum Ausdruck gebracht werden. Denn der Monat setzt sich zusammen aus 27 erleuchteten und 3 dunklen Nächten. Die Neunzahl im Aufbau der hier beschriebenen Bäume auf Werken der Volkskunst läßt vermuten, daß die 27 sich aus 3×9 zusammensetzt, was die Untersuchung mythenhaltiger Überlieferung bestätigt. Im Volksbrauche haben sich noch lebendige Überreste dieser Rechnung erhalten. So hieß noch im 17. Jahrhundert das Samborios-Fest der Litaier auch das Fest der Dreimal-Neune.¹⁾

Der eine kleine, unterhalb der ersten Verzweigungsstelle aus dem Stamm sprossende Ast des Lichterbaumes ohne Leuchter hätte somit eine wohldurchdachte Bedeutung: damit soll der Rest auf die Zahl 30, die dunklen drei Epagomenen-Nächte dargestellt werden.

Das Rätsel im Schahname gehört eigentlich zum Kreise der Rätsel vom Jahre, doch ist seine Beziehung zum Jahre eine nachträglich erzwungene. Das Jahr hat kein Bild in diesem Rätsel. Nur für den Monat gibt es ein Bild, den Baum. Das Bild des Jahres entsteht erst durch die zwölfmalige Aneinanderfüzung des Monatsbaumes.

Das Rätsel vom Jahr ist weit verbreitet. Die deutschen Rätsel sprechen von einem zwölfästigen Baume, der 30 Nester hat. Offenbar sollte es so lauten: Ein zwölfästiger Baum hat 30 Zweige. Auf jedem Zweig ist ein Nest u. s. w. Aber damit wird über das eigentliche Jahresrätsel schon hinausgegangen. Denn das Rätsel bei Sebastian Brant ist eigentlich kein Jahres-, sondern ein ausgesprochenes Zeiträtsel. Es lautet:

Es ist ein boum, der hat zwoelf aest,
 Yeder ast hat by drysig naest,
 Ein naest vier und zwentzig ey,
 Sechzig ist der vogel geschrey.
 Dis nagt' eyn wissz und swartzer ratz.
 Boum, naest, ey, vogel frisszt die Katz,
 O Gott, wie sorglich ist disz wesen!
 Wer mag vor diser Katzen gnaesen?²⁾

Diesem Rätsel liegt die Art unserer Zeiteinteilung zugrunde. Der Mangel an Ursprünglichkeit macht sich bei diesem Rätsel schon darin geltend, daß zwischen den 24 Nestern und den 60 Vögeln keine erkennbare Beziehung besteht.

Der Hauptträger ist in allen diesen Rätseln der Baum, so daß wir von einem Monats-, einem Jahres- und einem Zeitbaume sprechen können. In dem Rätsel bei Sebastian Brant klingt noch ein anderer Baum

¹⁾ Mannhardt, Wald- und Feldkulte, II, 249.

²⁾ Man vergl. hierzu Homer, II, II, 307 ff.: Ahornbaum an der Quelle. Im Geiste Nest mit 9 Vögeln, die von einem Drachen verschlungen werden. Bruchstück eines umgewerteten Monatsrätsels (Drache = Zeit), paßt als Gleichnis nicht recht in den Zusammenhang.

deutlich an, der Weltenbaum. Die weiße und schwarze Ratte, die am Baume nagen, erinnern an Nidhogg, der an den Wurzeln Yggdrasils nagt.

In der arabischen Haikâr-Erzählung wird dem Haikâr vom Pharaon von Ägypten folgendes Rätsel aufgegeben: Was sagst du von einem Baumeister, der einen Palast aus 8760 Steinen erbaut und 12 Bäume darin gepflanzt hat, deren jeder 30 Äste hat; an jedem Ast eine schwarze und eine weiße Traube trägt.

Antwort: Ein solches Rätsel wird von einem unwissenden Bauern in Ninive verstanden. Der Baumeister ist Gott, der Palast das Jahr und die 8760 Steine bedeuten die Zahl der Stunden, aus denen es besteht. Ich habe nicht notwendig hinzuzufügen, daß die 12 Bäume und die beiden Trauben von verschiedenen Farben mit ihren Zahlen die Monate, Tage und Nächte vorstellen.

Das Monatsrätsel, das im Schahname rein äußerlich zu einem Jahresrätsel erweitert wurde, ist hier zu einem Zeiträtsel ausgestaltet. Die neuerliche Erweiterung ist deutlich als eine solche zu erkennen, denn durch sie ist die Einheitlichkeit des Rätsels verlorengegangen. Wenn die Stunden als ein Teil des zu Erratenden eingesetzt wurden, so hätten sie als Bestandstücke des Baumes oder als etwas an dem Baume Befindliches auftreten müssen. An der Zusammenhanglosigkeit der 8760 Steine des Palastes und der 12 Bäume mit ihren je 30 Ästen erkennt man die nachträgliche Ausgestaltung.

In der syrischen Variante der Haikâr-Erzählung tritt das Rätsel in folgender Form auf: Es gibt eine Säule, darüber sind 12 Zedern, an jeder Zeder befinden sich 30 Räder¹⁾ und an jedem Rade zwei Stricke, ein weißer und ein schwarzer.

Die Sinnbilder wechseln. An Stelle der 30 Zweige sind 30 Räder getreten. Eigentlich müßte es heißen: Auf den 30 Zweigen sind 30 Räder und das Rad müßte überleiten zu neuer Symbolbildung, etwa so: Jedes Rad hat 12 oder 2×12 Speichen. Das Rätsel läßt in dieser Ausbildung einerseits den Ansatz zu einer Erweiterung erkennen, andererseits aber haben wir festgestellt, daß die Glieder der Erweiterung ausgefallen sind.²⁾ Dieses Rätsel wurde hauptsächlich aus dem Grunde hier angeführt, um die Vorstellung des Rades im Baume festzuhalten, die uns später noch einmal begegnen wird.

Wir haben beim Rätsel vom Jahre deshalb länger verweilt, weil es lehrreich ist, zu sehen, welche Wandlungen die Rätselbilder bei geänderter Anschauung durchmachen. Was wir von der Chronologie wissen, daß die Rechnung nach dem Monde, der Monat, älter ist, als die Rechnung nach der Sonne, das Jahr, das lehrt übereinstimmend die vergleichende Betrachtung der Rätsel vom Jahre: Der Baum als ein Sinnbild bezog sich

¹⁾ Das Rad im Baume ist ein geläufiges Bild in altindischen Rätseln der gleichen Art. Bekannt ist die häufige Verwendung des Rades als Symbol in der altindischen bildenden Kunst.

²⁾ Auch hier ist ein gewisser Sprung in der bildlichen Gestaltung vom Baume zum Rade zu verzeichnen, doch handelt es sich hier nur um eine Weiterführung des Bildes, aber nicht um die Zusammenstellung von nicht zueinander Gehörigem: Rad an Stelle der Scheibe, diese an Stelle der Kugel leitet zur runden Frucht, Apfel u. s. w., über. In den Bildwerken einer Kunst, die auf derartige Vorstellungen zurückgeht, sind solche Reihen etwas Gewöhnliches.

ursprünglich auf den Monat und wurde später auf das Jahr und allgemein auf die Zeit übertragen. Ein wichtiger Zug: Das alte Bild bleibt und erhält neue Deutung und Inhalt. Wir werden sehen, daß wir das Gleiche von den Bäumen mit regelmäßigem Aufbau und sinbildlichen Eigenschaften in der bildenden Kunst auf der ganzen Linie werden nachweisen können.

Der Monatsbaum in China und anderwärts.

Den Monatsbaum können wir bis in den fernen Osten verfolgen, wo wir in China sowohl bildliche Darstellungen als auch schriftliche Zeugnisse vorfinden.

Bei Chavannes, *La sculpture sur pierre en Chine*, planche XVIII, stoßen wir auf die Darstellung von zwei stilisierten Bäumen. Der eine hat 6 Sprossen, der andere 15 Zweige. Vor dem letzteren steht eine Gestalt, die die Arme gegen ihn ausgestreckt hat.

Dazu ist die Überlieferung in den *Bambus-Annalen*,¹⁾ *Chu-shu-ki-mien*, *Chinese Classics* III 1, p. 113, zu stellen:

Unter der Regierung Yaos. Auch gab es eine Pflanze. Zur Seite der Stufen wuchs sie. Am ersten Tage des Monates trieb sie eine Schote. Bis zur Monatsmitte hatte sie 15 Schoten getrieben. Am 16. Tage und später fiel je eine Schote. Sie heißt *Ming-chia* und auch *li-chia*. Bis Monatsende, dann war Schluß. War der Monat klein, eine Schote vertrocknete und fiel nicht ab.

Zugrunde liegt die Vorstellung eines Gewächses, das bis zur Monatsmitte, bis zum 15., jeden Tag eine Schotenfrucht treibt und von da an bis zum Monatsschlusse jeden Tag eine Schotenfrucht wieder abwirft. Dieser Gedankengang erinnert an die Verhältnisse des altindischen Kalenders, wo der Monat in zwei Hälften geteilt wird, eine lichte und eine dunkle. Die lichte wird von Neumond an gerechnet, die dunkle Hälfte von Vollmond an. Die Erwähnung eines kleinen Monates und des Nichtabfallens einer Schote läßt auf eine Zeitrechnung schließen, wo man neben den vollen Monaten zu 30 Tage unvollständige zu 29 Tage hatte.

Ein weiteres Zeugnis im *Ta-tai-li-ki* 6b: Die rote Pflanze, am ersten Tage treibt sie ein Blatt. Bis zum 15. Tage treibt sie 15 Blätter. Am 16. Tage fällt ein Blatt. War's zu Ende, da begann es wieder. Zur Wind- und Regenzeit fiel süßer Tau. Geister-Pflanzen wuchsen, das *Ming-chia*, die rote Pflanze, das gute Getreide.

Ähnlich im *Chin shu*, *ying chên ch'uan*, ebenso im *Sung shu*.

Po-hu-t'ung 3, 2b: In Bezug auf der Tage Kalender erlangte man seine Teilung. Da wuchs das *Ming-chia* zwischen den Stufen. *Ming-chia* ist der Name eines Baumes. Am ersten Tage des Monates (Mondes, im Chinesischen dasselbe Wort) wuchs eine Schote. Mit 15 Tagen hatte es ein Ende. Zum 16. Tag eine Schote weg. Daher kam es zu den Stufen und wuchs. An Glanz ist es wie Sonne und Mond. Kommt Tugend auf die Erde, dann wächst das gute Getreide, das *Ming-chia* erhebt sich.

¹⁾ Sämtliche Nachweise über den Monatsbaum in China verdanke ich Herrn Otto Mänchen.

Auch von dem Aufsprießen einer wunderbaren neunzweigigen Pflanze wird in China berichtet bei Se-ma-Ts'ien Shiki 28, 37 a, übersetzt von Ed. Chavannes, Memoires historiques de Se-ma-Ts'ien, Tome III, 508.

Es erübrigt noch, das neben dem 15zähligen Baume befindliche 6zählige Bäumchen zu deuten. Chavannes vermutet, daß es das Jahr im Bilde wiedergebe. Jeden Monat sproßt ein Zweig bis zur Jahresmitte, dann fällt wieder jeden Monat ein Zweig ab. Möglich wäre es, daß zu einer Zeit, da die Kenntnis des Monatsbaumes keine besonders lebendige mehr war, das, was man vom Monatsbilde wußte, einfach auf das Jahr übertragen wurde, wo es, wenn der Jahresanfang nicht mit dem Frühlingpunkte zusammenfällt, keinen Sinn hat.

Mit Hinblick auf eine Abbildung bei Kin-che-souo halte ich Chavannes' Auslegung für nicht zutreffend. Kin-che-souo bildet unter den wunderbaren Dingen mit guter Vorbedeutung, die zur Han-Zeit als Bilder die Fliesen von Grabkammerdecken zierten, neben der bekannten 15blättrigen Ming-chia-Staude ein Bäumchen mit nur drei Sprossen ab (Taf. 48, Fig. 85), während es auf dem Steinfelder (Taf. 61, Nr. 116) in gleicher Ausführung sechs Sprossen aufweist.

Da das dreisprossige Bäumchen zu Chavannes' Auslegungen nicht paßt, ist er rasch fertig und meint, Kin-che-souo, der gewissenhafte Zeichner alter Denkmäler, habe zu wenig genau beobachtet und unrichtig wiedergegeben.

Zuvor hätte man wohl zu fragen: Hat denn der Dreisproß einen Sinn? Gewiß und sogar einen sehr guten. In China haben wir mit der Überlieferung von einer neunblättrigen Pflanze einen Hinweis auf die neunnächtige Woche. Drei Wochen aber geben den Lichtmonat ohne Epagomenen. Der Dreisproß erweist sich somit als Sinnbild des Monats.

Und ist nicht auch der verwandte und ganz ähnlich gestaltete Sechssproß von daher zu erklären? Die Bambus-Annalen erwähnen neben dem vollen Monate einen kleinen, in welchem eine Schote vertrocknet und nicht abfällt. Es gehören demnach immer zwei Monate zusammen, ein voller mit 30 und ein kleiner mit 29 Nächten, und erst nach Ablauf dieser Zeit wiederholt sich alles in der gleichen Weise. Der Sechssproß wäre demnach ein Bild eines Doppelmonates, für dessen ehemaliges Vorhandensein wir auch in der mythischen Überlieferung der arischen Völker reichliche Anzeichen haben, nach dessen Verlauf erst die gleichen Verhältnisse wiederkehren. Dreisproß und Sechssproß beziehen sich auf ein und dasselbe: den Monat. Es handelt sich also in unserem Bilde um das Nebeneinandersetzen des gleichen Sinnbildes in verschiedener Auffassung. Einmal besteht der Monat aus zwei Hälften, einer lichten und einer dunklen — die paksha der Inder — das andere Mal aus drei neunnächtigen Lichtwochen, ein Monatsaufbau, wie er für die arischen Völker besonders kennzeichnend ist.

Ferner wäre noch hervorzuheben, daß wir auf demselben Streifen der Steinplatte einen zypressenähnlichen Baum in der Mitte eines Brunnens finden, über dem geflügelte Genien schweben. Er ist wohl ebenso ein Sinnbild wie die zwei genannten Bäume und weist deutlich auf die byzantinischen Brunnen mit dem Pinienzapfen und auf unseren Lichterbaum mit der Schale.

Das Bild eines Baumes mit 15 Zweigen finden wir in verschiedenen Ausprägungen auf dem alten Kulturboden des Zweistrom-Landes wieder, in dessen weiterer Umgebung wohl die Heimat des chinesischen Ming-chia-Baumes liegen mag.

Auf einem assyrischen Siegelzylinder¹⁾ sehen wir zu beiden Seiten des 15zweigigen Baumes Priester, welche an Seilen die über dem Baume befindliche geflügelte Gottheit festhalten. Hinter ihnen stehen geflügelte Greifen, die auf ähnlichen Bildern die Bestäubung der Blüten des Baumes besorgen. Der Baum besteht aus einem säulenförmigen Stamme, der auf einem kegelförmigen Untersatze ruht, oben und unten durch Rundwülste abgeschlossen wird und am oberen Ende eine Kugel (siehe Lichterbaum) erkennen läßt. Von dem Stamme gehen 15 teils gewundene Zweige aus, die in dreizipfelige Blumenkronen enden.

Einen 15knospigen Baum zeigt eine Steinskulptur aus Nimrud.²⁾ Ein ausgezeichnetes Beispiel für den künstlichen Aufbau von erdachten Bäumen mit besonderer Bedeutung, das uns, vom Zeitstil abgesehen, ungemein an den Klausenbaum erinnert. In der Mitte eines sehr kunstvollen Geflechtes, an dessen Rande die 15 Knospen in Form von Palmetten sprießen, steht der Stamm des Baumes, der in eine siebenzählige Palmette endigt.

Des Weiteren ist uns ein 15sprossiger Baum auf dem sogenannten Saneherib-Siegelzylinder³⁾ erhalten. 11 Knospen entspringen hier von einem radförmigen Gellecht, vier am Grunde des Baumstammes, über dem eine geflügelte Götterdreiheit mit drei Köpfen nebeneinander schwebt. Rechts vom Baume die Gestalt eines Königs. Wir erinnern uns, daß bei feierlichen Gelegenheiten vor dem Throne der byzantinischen Kaiser ein vergoldeter Baum stand.

Die radförmige Krone des Baumes auf dem eben genannten Zylinder leitet zu jenen Darstellungen über, wo der Baum durch ein Rad ersetzt ist. Luschan hat in ähnlichem Zusammenhange auf eine Darstellung von Khorsabad hingewiesen, wo zwischen den befruchtenden Genien eine radförmige Scheibe schwebt.⁴⁾ Der Zusammenhang und Übergang von Rad und Baum wird uns als ein kennzeichnender Zug noch des Weiteren begegnen.

Auch der neunsprossige Baum findet sich in der assyrischen Kunst vor.

Auf einem assyrischen Siegelzylinder⁵⁾ wächst zwischen zwei geflügelten Genien von Menschengestalt mit Greifenköpfen eine neunblättrige Palme empor. Darüber die geflügelte Scheibe. Desgleichen sehen wir einen Neunspieß auf einem achamanidischen Siegelzylinder⁶⁾, zwischen zwei geflügelten Tieren mit Menschenköpfen. Als Ableger dieser Kunstübung ist die neunzählige Palmette zwischen zwei geflügelten Greifen mit Löwenkörper auf einem

¹⁾ Bezold, Ninive und Babylon, Fig. 69. Ganz ähnliche Gruppe mit 15sprossigem Baum, hier aber zwei Löwen mit Menschenköpfen unterhalb von zwei geflügelten Menschen bei Layard, Mithra, Taf. 49, Fig. 19.

²⁾ Layard, Ninive, I, 7.

³⁾ Ebenda, Taf. 17.

⁴⁾ v. Luschan, Entstehung und Herkunft der jonischen Säule. Abb. 28.

⁵⁾ Layard, Mithra, Taf. 61, Fig. 6.

⁶⁾ Gazette archéologique, 1888, S. 143.

Kapitell¹⁾ des Athene-Tempels in Priene anzusehen. Es sei hier darauf verwiesen, daß eine Neunerwoche aus zwei Texten aus der Zeit Asurpanibals belegt ist.²⁾

Sogar einen 27ästigen Baum — im Wesen unserem Lichterbaum entsprechend — können wir von Nimrud nachweisen.³⁾ Die bekannten befruchtenden Genien stehen hier vor einem in eine 7zählige Palmette ausgehenden Baum, von dem 27 in Zapfen endigende Zweige ausstrahlen. Dazu sei bemerkt, daß babylonische Texte einen 17tägigen Mondmonat bringen. (H. Winkler, *Altoriental. Forschungen*, III, S. 181.)

Meistens stoßen wir auf babylonisch-assyrischem Boden bei Kunstwerken, die hieratische Bäume darstellen, auf die Zahl 7,⁴⁾ welche an Stelle der alten Neun getreten ist.

Berücksichtigen wir, daß auf diesem Boden drei Schichten verschiedener Zeitrechnungen, nach Mond, Sonne und Venus, übereinander liegen, von denen die erste nur mehr in Resten nachzuweisen ist, so ist das Durcheinander der Zahlen leicht verständlich. Demgemäß werden wir, obwohl auf uraltem Kulturboden stehend, dennoch keine ursprünglichen, einfachen und einheitlichen Verhältnisse antreffen können. Hier ist überall zu viel Stadtkultur, der eigentliche Mythos erloschen.

Den neunzweigigen Baum treffen wir wieder bei den altaischen⁵⁾ Völkern an. Dort ist der neunzweigige Baum ein Weltbaum; von ihm stammen die neun ersten Menschen ab und von diesen die neun Völker der Welt. Er steht an der Stelle, wo von der Welterschöpfung und den Schicksalen der ersten Menschen die Rede ist. Insofern, als die altaische Überlieferung sichtlich auf altiranischer fußt, können wir mit Recht schließen, daß auch der Homa-Baum mit gleicher Verzweigung gedacht wurde.

In Europa haben wir den neunzweigigen Baum in der Volkskunst⁶⁾ und mündlichen Überlieferung der Germanen und Slawen nachgewiesen. Dieser Baum geht also tatsächlich durch die ganze Überlieferung der arischen Völker und von ihnen ging die Überlieferung über ihn zu den Nachbarvölkern, die sie abermals weitergaben.

(Schluß folgt.)

Einige Volksbräuche in Niederösterreich.

Von Dr. Edmund Friess, Wien.

I. Das Wenden im Ybbstale.

Unter »Wenden« versteht man ein Gesundheits- verbunden mit besonderen Zeichen. Wie es im niederösterreichischen Waldviertel (Gegend von Zwettl) noch heute sogenannte »Gesundbeter« gibt, existieren im Ybbstale

¹⁾ O. Rayet et A. Thomas, *Millet et le golfe Latmique*, 1887, 49, 5.

²⁾ A. Jeremias, *Handb. d. altoriental. Geisteskultur*, S. 165.

³⁾ v. Luschan, *a. a. O.*, Abb. 24.

⁴⁾ Perrot Chipiez, *Hist. de l'art dans l'antique*. 7zählige Palmetten, II, 270, 311, 321, 322, 323, 566, 730, 771, 772, 773.

⁵⁾ Radloff, *Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens*, 1886, I, 177.

⁶⁾ Dort kommt daneben auch der aus einer anderen Schichte (Babylonien, Assyrien) stammende siebenzählige Baum vor.

noch gegenwärtig »Wender«. Solche sind mir aus der Umgebung von Ybbsitz und Waidhofen a. d. Ybbs bekannt. Der Ausdruck »Wenden« dürfte mit der Phrase »zum Besseren wenden« zusammenhängen. Der zum Kranken berufene Wender macht mit der Hand oder mit einem Messer, dem sogenannten »Wendmesser«, unter Gebeten Zeichen in Kreuzesform, beziehungsweise auch Einschnitte auf die kranke Stelle und begibt sich sodann zu einem Baum, in den er das Messer einschlägt, wobei er wieder betet. Auch werden vielfach vom Wender dem Kranken Gebete zur Verrichtung aufgetragen. Auf das »Wenden«, das auch beim Vieh Anwendung findet, wird heute noch bei der bäuerlichen Bevölkerung einiges Gewicht gelegt. Zwei solche Wendmesser mit Sprüchen auf den Klingen sind auch im Waidhofener Museum ausgestellt.

2. Der Maibaum in Niederösterreich.

Der Maibaum ist eine Versinnbildlichung der Wiederkehr des Frühlings, beziehungsweise des Erwachens der Natur. Seine Aufstellung geht sicherlich in alte Zeiten zurück, wenn auch speziell für unser Gebiet diesbezügliche Untersuchungen noch nicht vorliegen. Während im angrenzenden Oberösterreich Maibäume fehlen oder doch nur bei Neubauten von Häusern auf den vollendeten Dachstuhl gesetzt werden, findet sich der Gebrauch des Maibaumes in Niederösterreich, speziell nördlich der Donau und auch streckenweise im Süden des Stromes, wie in der Gegend von Neulengbach, vor.

Die Aufstellung des Maibaumes erfolgt auf zweierlei Arten. Entweder wird er auf den Boden vor dem Hauseingang oder aber auf dem Dachstuhl gesetzt. Seine Aufpflanzung geschieht in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai; der Maibaum, welcher den ganzen Monat stehen bleibt, bedeutet eine Ehrung für den, dem er gesetzt wird. Gewöhnlich richtet ihn der Bursche für sein Mädchen auf und versieht ihn mit Verzierungen, so in der Umgebung von Göpfritz an der Wild im Waldviertel, wo man ihn am Giebel des Hauses anbringt. Zu anderen Malen soll der Pfarrherr, der Bürgermeister oder sonstige Honoratioren geehrt werden, wofür sie sich in landesüblicher Weise erkenntlich zeigen müssen. (Gegend von Neulengbach.) Auch vor Wirtshäusern wird häufig von den Burschen nachts ein Maibaum aufgefplant und oben mit Weinflaschen geschmückt. Dieser Brauch findet sich im niederösterreichischen Weinviertel vor, so zum Beispiel in der Umgebung von Poysdorf. Je weiter man im Viertel ob dem Wiener Wald nach Westen wandert, desto seltener wird das Vorkommen des Maibaumbrauches. Nur bei den Zimmerleuten ist heute überall hierzulande der Maibaum übriggeblieben; sie setzen ihn zur Feier der Dachgleiche auf den Giebel, das geschieht aber bekanntlich nicht nur im Mai, sondern während der ganzen Bauzeit, doch die symbolische Bedeutung dieses Maibaumes ist die gleiche wie bei den vorhin geschilderten: ein sinnfälliger Ausdruck der Freude über etwas Neuerstandenes.

3. Das Dukatenschlucken.

Noch im 18. Jahrhundert hielt die Volksmedizin das Schlucken eines Dukatens als ein wirksames Heilmittel gegen Heiserkeit und Halsleiden. Überzeugt und durchdrungen von der Wirksamkeit dieser Kur, hatte auch die Frau des Sensenschmiedmeisters Simon Stainhuber, der zu St. Peter a. d. Mur bei Judenburg ausgezeichnete Sensen und Strohmesser erzeugte († 1736), einen

Dukaten geschluckt, und zwar angeblich mit Erfolg, wie ihr Gatte einem seiner Geschäftsfreunde brieflich mitteilt, um ihm zu danken für die Verehrung eines Dukatens an seine Frau ¹⁾ Auch heute noch ist der Ausdruck »Dukatenschlucken« bei der bäuerlichen Bevölkerung Obersteiermarks sowie des oberen und mittleren Ybbstales im Schwange, doch bedeutet er nur mehr die Heiserkeit selbst; man hat vergessen, daß das Dukatenschlucken ein Remedium gegen diese Krankheit war.

4. Ein altes Pfänderspiel aus dem mittleren Ybbstale.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war in Waidhofen a. d. Ybbs folgendes Frage- und Antwortspiel in Form eines Reimgesprächs gebräuchlich:

»Kauft mir d' Frau meine Anten	Wia gengans?
(Enten) ab?	Wigl di wagl di wix wax.
Wie teia?	Wia schreins?
Drei Dreier.	Gigl di gagl di gix gax.
Sans fett?	Sans etwa gaor von der Maut?
Fett sans.	Bst.....
Häbms Federn?	Sans etwa gaor gstohlh?
Federn hams.	Brrrr.....«

Das Spiel wickelte sich in der Weise ab, daß jeder Teilnehmer an den Spielleiter, der die Angebotsfrage stellte, der Sitzreihe nach eine Frage in obiger Reihenfolge richtete, worauf er vom Spielleiter die Antwort erhielt. Der zuletzt Fragende mußte ein Pfand geben. Dieses Pfänderspiel ist zweifelsohne alter Herkunft, da es uns in Zeiten weist, in denen die Mautschanke und das Schwärzertum eine Rolle gespielt haben.

5. Ein Spinnreim.

Hart vor der Grenze von Oberösterreich, abseits vom Waidhofener Wege nach dem Wallfahrtsorte Neustift, steht das Bauerngut »In der Pfannzelten« auf dem Hirschberge gelegen; von dort stammt nachfolgender Reim, der eine Anleitung zum Spinnenlernen gibt:

»Erterweis wia a Haarl,	Erterweis tat s'is schiar,
Erterweis wia a Fadl,	Und wo s'is schiar tat,
Erterweis wia a Elsterkina,	Is a ganz verdraht.« ²⁾

Nachruf auf Dr. H. F. Feilberg.

Erst jetzt vermag diese Zeitschrift der Pietätspflicht nachzukommen, das Lebenswerk eines der bedeutendsten Volkskundeforscher zu würdigen, des Pastors Dr. H. Feilberg, der 1922 im Alter von über 90 Jahren in seinem Alterssitz Askov verschieden ist.

Durch seinen Beruf als Landpastor kam er in enge Berührung mit seinen Bauern und konnte reiches Material sammeln für die Bücher »Fra Heden« (1863) und »Dansk Bondeliv« 1889, die mustergiltige Heimatforschung bieten.

¹⁾ Aus dem Briefregisterbuch des Stögmüllerschen Sensenhammers. In St. Peter a. d. Mur (1726—1745) im Besitze des Wiener Apothekers Paul Redtenbacher. Darüber werde ich zusammen mit Dr. Karl Großmann in der Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark 1924 noch handeln.

²⁾ Auch abgedruckt in der »Ybbstal-Zeitung« 1920, ohne Provenienzanzeige.

Mit Staunen und Bewunderung muß man die wissenschaftliche Ausbeute betrachten, die Feilberg mit nimmermüdem Fleiß und liebevoller Versenkung einer schwachen Körperkonstitution und nicht immer günstigen Lebensschicksalen zu Trotz errungen hat. Weit über 100 seiner Aufsätze fallen in das Gebiet der Volkskunde im weitesten Sinne und in allen zeigt sich, wie sein tiefes Eindringen in den Gegenstand zu wertvollen Ergebnissen führt. Auch in deutschen Zeitschriften ist eine Reihe seiner Aufsätze erschienen.

Unserem Vereine hat Feilberg lange Jahre als Mitglied angehört und seiner Güte sowie dem Entgegenkommen von »Dansk Folkemindesamling« in Kopenhagen verdankt die Vereinsbibliothek Feilbergs »Ordbog over Jyske-Almuesmål« (1886—1914). Dieses Wörterbuch enthält, abgesehen von seiner Bedeutung als Dialektwörterbuch, einen solchen Schatz an volkskundlichen Materialien, deren Wert noch gesteigert wird durch die Internationalität der in reichem Ausmaß gebotenen Literaturhinweise, daß es kaum seinesgleichen findet. Es umfaßt drei starke Bände und einen Ergänzungsband und ein ebenso großes volkskundliches Material ist noch ungedruckt.

Feilbergs wissenschaftliches Hauptwerk ist »Jul«, das 1904 in zwei Bänden erschien. Im Gegensatz zu früheren Forschern wird das Julfest von ihm nicht als Sonnenfest, sondern als Fest der Toten aufgefaßt, das in der dunklen Jahreszeit gefeiert wurde, in der die Geister ungehindert ihr Spiel treiben. Er gründet seine Auffassung auf die uralten Anschauungen und Bräuche, die sich bei den Bauern im Norden an das Julfest knüpfen, immer mit dem feinsten Verständnis für die Rolle, die jede Vorstellung und jeder Brauch im menschlichen Leben spielt.

In seiner nächsten großen Arbeit »Bjaergtalen« (1910) beschäftigt sich Feilberg mit einer Gruppe von Volkssagen und Liedern, die von der Entführung von Menschen durch Berg- und Waldgeister handeln. In ausgezeichneter Weise erklärt er hier die natürlichen Ursachen der Anschauung, daß ein Mensch, der sich im unwegsamen Walde verirrt und halb verbürgert und sinnesverwirrt später aufgefunden wurde, in der Behausung der Berg- oder Waldgeister gewesen sei. Mythisch wie diese Erklärung ist auch der Glaube, daß man mit den Kirchenglocken läuten müsse, um die Macht der Trolle zu brechen. Die moderne sagengeschichtliche Forschung tritt in dieser Arbeit allerdings nicht so in den Vordergrund, wie es ihr gebühren würde.

In »Sjaeletro« steht Feilberg ganz im Bann der animistischen Theorie.

»Nissens Historie« gibt eine sehr gute Erklärung der Entstehungsursachen dieses bald hilfreichen, bald böswilligen Hauskobolds der nordischen Volkssage.

Eine noch ungedruckte Arbeit führt den Titel »Radikaler til Sagn-dannelse«, worin Feilberg die wichtigsten sagenbildenden Phänomene im Natur- und Menschenleben auf Grund seiner reichhaltigen Sammlungen nachweist. Wieder ist es die Gabe, mit den Augen des Volkes sehen zu können und dadurch in dessen Vorstellungswelt einzudringen, die Feilbergs Ergebnisse so fruchtbar macht.

An seinem Grabe trauert die Volkskunde aller Länder, denn ein Meister dieser Forschung ist mit ihm dahingegangen.

Dr. Rosa Schömer.

Literatur der Volkskunde.

Die Kunst zur Zeit der Hochrenaissance. Von Karl W o e r m a n n. Mit 36 Textabbildungen, 12 schwarzen und 1 Farbdrucktafel. 306 S. Bibliographisches Institut. Leipzig 1921.

Ein Buch, das den Namen eines unserer angesehensten Kunstschriftsteller an der Spitze trägt, bedarf an sich kaum der Empfehlung; umsomehr, wenn es sich dabei um eine Auslese aus einem bereits anerkannten Hauptwerk, der sechsbändigen »Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker« handelt. Aber so große Werke sind bei den heutigen Bücherpreisen nur mehr wenigen zugänglich. So darf es denn lebhaft begrüßt werden, daß der trotz aller Schwierigkeiten stets rührige Verlag sich wie bei ähnlichen früher in glanzvoller Ausstattung erschienenen Werken entschlossen hat, in kürzerer Form und etwas einfacherem Gewande einem weiteren Leserkreis das zu bieten, was seinem Bedürfnis am meisten entspricht und für den Käufer noch erschwinglich ist. Die Zeit der Hochrenaissance mit ihren überragenden Künstlergestalten steht für alle Gebildeten im Mittelpunkt der Kunstgeschichte; ihr Studium ist die erste Voraussetzung für das Verständnis der Meisterwerke in den großen Kunstzentren Europas. Ausgehend von den Schöpfern der hohen italienischen Kunst, einem Bramante, Leonardo, Michelangelo und Rafael führt uns der Verfasser durch die Kunstentwicklung Italiens im 16. Jahrhundert. Spanien, das erst später seinen Höhepunkt erreicht, schließt sich anhangsweise an. Die großen deutschen Meister, ein Peter Vischer, Albrecht Dürer, Holbein, Grünewald u. a. bilden das gewichtige Gegenstück der italienischen, während die niederländische und französische Kunst hier wieder nur in ihren Anfängen zur Geltung kommt. Der gelehrte Apparat des großen Werkes ist weggefallen, aber aus dem Text ersieht der Leser oft den Widerstreit der Meinungen moderner Kunstforscher. Die zahlreichen und verständnisvoll ausgewählten Abbildungen, in der Wiedergabe nicht immer von der wünschenswerten Schärfe, können zwar nicht für alle Einzelheiten einen kunsthistorischen Atlas oder eine größere Sammlung von Photographien ersetzen, genügen aber durchwegs, um die charakteristischen Erscheinungen jedes Kreises dem Leser vorzuführen.

O b e r h u m m e r.

Aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde.

Übernahme des Ehrenschutzes
über den Verein für Volkskunde durch den Bundes-
präsidenten Dr. Michael Hainisch.

»In Hinblick auf die langjährige erspriessliche Tätigkeit unseres Vereines auf dem Gebiete der Volkskunde« hat der Bundespräsident Dr. Michael Hainisch den Ehrenschutz über den Verein und das Museum für Volkskunde übernommen. Der Verein ist für diese Anerkennung und Förderung seiner Bestrebungen durch das Staatsoberhaupt außerordentlich dankbar und darf sich davon eine bedeutende Steigerung seines Ansehens und seiner Anhängerschaft in der Bevölkerung versprechen.

Die diesjährige Hauptversammlung, die am 27. April stattfand, nahm den Tätigkeitsbericht und den Rechnungsabschluß für 1922 mit Beifall genehmigend zur Kenntnis, nahm die Wiederwahl des Vizepräsidenten Sektionschefs Dr. A. Breycha sowie der Ausschußräte Prof. Dr. J. Strzygowski, Konrad Mautner und Alfred Walcher-Molthein vor und beschloß einige Satzungsänderungen. Demnach wird der Stifterbeitrag künftig 1.000.000 K, der Gründungsbeitrag 500.000 K, der Fördererbeitrag jährlich 100.000 K betragen.

Anläßlich unseres Eintrittes in das dreißigste Bestandsjahr fand am 4. Mai im Empfangssaal des Bundesministeriums für Unterricht eine festliche Völlerversammlung statt, welcher Bundespräsident Dr. M. Hainisch und Gemahlin, Vizekanzler a. D. Dr. Breisky, Präsident Dr. W. Exner, Präsident J. Mautner, Sektionschef Dr. Maurus in Vertretung des Unterrichtsministers, die Sektionschefs a. D. Dr. R. Förster-Streffler und W. Weckbecker, der Vorstand des Bundesdenkmalamtes Dr. F. Schubert-Soldern, Hofrat Dr. Gianoni und zahlreiche andere Festgäste beiwohnten. Finanzminister Dr. Kienböck, Generalkommissär Dr. Zimmermann, Bürgermeister J. Reumann, der Präsident der Akademie der Wissenschaften Hofrat Prof. Dr. O. Redlich, Präsident K. Seitz hatten Begrüßungs- und Entschuldigungsschreiben gesendet. In seiner Begrüßungsansprache warf der Vereinspräsident Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt einen kurzen Rückblick auf die angestrengte und erfolgreiche Tätigkeit unserer Gesellschaft, der zum großen Teile die wissenschaftliche Pflege der Volkskunde in Österreich und die Errichtung des Museums für Volkskunde zu verdanken ist, das anerkanntermaßen eines der reichsten und vielseitigsten Volkskundemuseen in Europa darstellt, und erbat die Unterstützung weitgezogener Kreise der Bevölkerung für unser Werk. Eine Mitgliederzahl von 300 entspricht wahrlich nicht der Bedeutung der uns obliegenden volkskundlichen Aufgaben. Der darauf folgende Vortrag von Konrad Mautner führte, unterstützt von zahlreichen Lichtbildern, Lied-, Musik- und Tanzproben, welchen Lehrer R. Zoder und befreundete Jugend aus »Wandervogel«-Kreisen ihre Mitwirkung liehen, in überaus reizvoller Schilderung das »Volksleben des steiermärkischen Salzkammergutes« vor. — Für die Überlassung des Saales und wertvolle Unterstützung sind wir dem Bundesministerium für Unterricht und Herrn Oberbaurat Witt sowie Direktor Gries zu warmem Dank verpflichtet.

Zur Beachtung! Die früheren Jahrgänge der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (I, IV, VII, XIII, XIV, XXI/XXII, XXIV sind vergriffen) kosten für österreichische und reichsdeutsche Mitglieder je 20.000 K, für das sonstige Ausland je 5 Schweizer Francs. — Die Ergänzungshefte, beziehungsweise -Bände (I, III, IV, VI sind vergriffen) kosten: II und V 12.000 K, VII—XIII je 32.000 K, XIV 50.000 K, für das Ausland entsprechend 2, 5, 10 Schweizer Francs. — Sonderabdrucke aus der Zeitschrift: »Werke der Volkskunst«, I—III: Prof. Dr. M. Haberlandt: Die Arbeiten des Schnitzers J. Kieninger 20.000 K, J. Strzygowski: Ein Werk der Volkskunst 10.000 K, Dr. Ubell: Der Fund von Schwanenstadt 20.000 K, A. Walcher: Der Renaissance-Fund von Schwanenstadt 25.000 K, Dr. A. Haberlandt: Die Holzschnitzerei von Gröden 35.000 K, Prof. Donat: Handgezeichnete Webebücher aus Tirol 25.000 K. — Alle Preise freibleibend. — Bestellungen und Vorauszahlungen an die Vereinskasse.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
VIII. Laudongasse 17
mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.
Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

28. Jahrgang 1923.

Heft 4.

Monatsbaum, Jahresbaum, Weltenbaum.

Von Prof. Dr. Karl Spieß, Wien.

(Fortsetzung.)

Der gesetzmäßig aufgebaute Baum im Volksbrauche.

Nun seien die Volksbräuche besprochen, die sich an Bäume anknüpfen, von denen die den »Maibaum« betreffenden am besten bekannt sind.

Dadurch, daß der Maibaum in manchen Gegenden Kärntens in der Nacht zum 1. Mai aufgestellt und in der Nacht zum 1. Juni wieder abgebrochen wird, erweist er sich schon als Monatsbaum. In manchen Gegenden bleibt der Maibaum, in anderen der Pfingstbaum, wieder in anderen der Kirmesbaum ein ganzes Jahr stehen, ist also ein Jahresbaum. Dann muß der alte dem neuen Platz machen und wird verbrannt.

Nach arischer Überlieferung wird um den Träger der Lebensspeise (Baum), beziehungsweise um den Behälter des Lebenswassers (Tiere als Behälter gedacht: Rind, Pferd, Ziege, Vogel, Fisch und danach Gefäße in den gleichen Tiergestalten) unaufhörlich gekämpft; bald ist er in der Hand der hellen, bald in der Hand der dunklen Gestalt. (Die Äpfel Iduns, Hymirs Braukessel, die Kühe: çabalâ, Audumla, Glas Gavlen, Sibilja.) Ebenso wird auch um den Maibaum gekämpft. Er ist das Palladium des Dorfes und die Bewohner des Nachbardorfes suchen ihn zu rauben, weshalb er besonders nachts scharf bewacht werden muß. Gelingt es doch, ihn zu rauben, so bleibt er acht Tage (bestimmte Frist) im Nachbardorfe und wird dann feierlich gegen eine Art Lösegeld zurückgebracht. H. Meier berichtet (Der Maibaum in Ostfriesland, Globus, 1866, Bd. 10, S. 75), wie ein Bauer eines der Seile, die den Maibaum hielten, durch Löcher im Dache und in der Mauer in die Wohnstube leitete, um sofort einen Angriff auf den Baum zu merken. Trotzdem daß er einen scharfen Hund hatte, zwei Söhne mit Gewehren mitwachten, wurde der Baum des Nachts doch gestohlen, da alle eine kurze Zeit vom Schlaf übermannt wurden. Ebenso hält nach keltischer Überlieferung Mac Kineely bei Tag und bei Nacht das Halfter der Wunderkuh Glas Gavlen in der Hand, die ihm aber von seinem Feinde Balor dennoch gestohlen wird.

Als besonderer Baum ist der Maibaum dadurch gekennzeichnet, daß sein Stamm gewöhnlich abgerindet und nur der Wipfel als grünes Bäumchen belassen

wird. Es wäre wünschenswert, wenn über den Schmuck und die Ausgestaltung dieses Endbäumchens Zureichendes aus den verschiedenen Gegenden bekannt wäre.

Aus Benediktbeuren¹⁾ kennen wir einen dreißigsprossigen Maibaum, dessen Sprosse mit geschnitzten und bemalten Figuren besetzt sind. Ein Maibaum von Ellbach bei Tölz²⁾ zeigt mit dem Endsprosse 29 Sprossen. Das beweist zur Genüge, daß das Zahlenverhältnis im Aufbau wohl einmal eine gewichtige Rolle gespielt hat.

Auch die Neunzahl treffen wir in seltsamer Ausprägung an. Auf der Herrschaft Zdechowic³⁾ im Chrudimer Kreise holten die Burschen am Pfingstsamstag nachts neun kleinere und eine größere Fichte aus dem Walde. Die Bäume wurden bis zum Gipfel glattgehobelt und auf dem Marktplatze so aufgestellt, daß die kleineren Bäume einen Kreis bildeten, in dessen Mitte der größere, mit Bandschleifen und Blumensträußen geschmückte Baum stand. Ein Wächter wurde zur Bewachung der Bäume aufgestellt.

Der größere Baum ist demnach als eine Art Verkörperung von neun Bäumen, als ein Neunspriß höherer Ordnung zu denken. Und so verstehen wir auch die so oft auftretende Dreizahl bei Maibäumen und anderen Bäumen und Zweigen gleicher Bedeutung. Jeder Sproß versinnbildlicht eine Neun, so daß damit eigentlich ein 27sprossiger Baum gemeint ist.⁴⁾

So ist der Maibaum von Weibhausen⁵⁾ bei Traunstein an seinem Ende deutlich dreisprossig. In Lucca in Italien wird am 1. Mai ein Maibaum mit drei Kornähren gesetzt. Zu Hofdorf⁶⁾ in Niederbayern wird beim Ernteschluß die letzte Fuhr Dünger, der letzte Wagen mit Getreide mit einem dreifachen Buschen geschmückt. In der Bretagne⁷⁾ nimmt man beim Ernteschlusse einen grünen Ast, der sich in drei Zweige spaltet, und behängt ihn mit den schönsten Äpfeln, fügt künstliche Blumen hinzu und bildet so einen Strauß, den man auf dem letzten Fuder heimführt. In der Gegend von Montauban⁸⁾ schneidet bei Beginn der Ernte der Älteste die ersten Halme und macht von Ähren, Buchsbaum und künstlichen Blumen einen Strauß, dessen Stiel von Binsen zusammengehalten sich in drei Zweige verästelt. Weit verbreitet sind Erntesträuße (Erntemai), bei denen drei Ähren⁹⁾ eine besondere Rolle spielen. Zu Oberigling¹⁰⁾ in Oberbayern wand man drei stehende

¹⁾ Andree Eysn, Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiete, S. 187.

²⁾ Ebenda, S. 188, Fig. 146.

³⁾ Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen, S. 258.

⁴⁾ Hierzu folgende Zeugnisse: 3 Linden hinter dem Jordanflusse, deren jede 9 Zweige hat, an deren jedem 9 Jungfrauen hängen. Lettischer Zauberspruch bei J. Alksnis, Material zur lettischen Volksmedizin, Nr. 100. 3×9 Ölzweige im hellenischen Totenkult (Öd. Kol. 483). Dreiblatt zur Bereitung des Opferfleisches bei den Persern, Herodot, I, 132. Der dreizweigige Stab des Hermes, Hom. Hymn. in Mercur, 530. Heja sieht im Traume, wie die Engel in einem großen Garten alle Bäume fallen mit Ausnahme eines, der dreizweigig ist. Deutung: Noah mit seinen drei Söhnen überlebt allein die Flut. A. Wünsche, Israels Lehrhallen, I, 8.

⁵⁾ Andree-Eysn, Fig. 150.

⁶⁾ Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I, 192.

⁷⁾ Ebenda, I, 204.

⁸⁾ Ebenda, I, 204.

⁹⁾ Ebenda, I, 209.

¹⁰⁾ Panzer, Bayrische Sagen, I, 60.

Getreidehalme auf jedem Felde zusammen und sagte, das gehört den drei Jungfrauen auf dem Jungfer-Büchel. Die Beziehung des dreissprossigen Maibaumes zu den Schicksalsfrauen (Nornen) ist durch die Überlieferung gegeben. Der Maibaum ist im Wesen dasselbe wie der Weltenbaum und am Fuße Yggdrasils hausen die Nornen. An Stelle der Nornen ist Maria getreten und so finden wir an vielen Orten als ihr Attribut drei Ähren oder die Sage, sie habe mitten im Winter aus dem Schnee drei Kornähren sprossen lassen. Demnach ist es leicht verständlich, warum wir in der Volkskunst den dreizweigigen Baum so oft antreffen. In besonders kennzeichnender Weise erscheint er auf den Egerländer Ärmelbesätzen,¹⁾ auf Besatzstreifen im Heanzengebiet,²⁾ ferner auf slowakischen Einsatz- und Besatzstreifen in Mähren.³⁾ Ein Brauereizeichen aus dem Pinzgau⁴⁾ läßt uns in der Mitte von drei mit Blättern besetzten Kreisen drei Gerstenähren erkennen.

In manchen Gegenden Deutschlands tritt der Maibaum auch in gegensätzlicher Form auf, als Baum mit grünem Wipfel und als dürrender Baum, sogenannter Schandmai,⁵⁾ der unbeliebten Personen oder gefallenen Mädchen gesetzt wird. An dieser Stelle seien auch die 8—10 m hohen, oben halbmondförmig gebogenen Reif- oder Prangerstangen⁶⁾ aus dem Herzogtum Salzburg (ähnliche in Schweden!) genannt, die einen Teil des Jahres kahl sind, den anderen Teil des Jahres geschmückt (Jahresbaum!) in der Kirche stehen und bei Umgängen verwendet werden. Sie werden am Sonntag nach Pfingsten (oder zu Fronleichnam, oder am 24., beziehungsweise am 29. Juni) mit einem grünen Tannenwipfel und Blumengewinden entlang des ganzen Stammes geziert und nach ihrer letzten Verwendung zu Michaeli am 29. September ihres Schmuckes wieder entkleidet.

Verwandte Züge zeigt ein Brauch in Litauen.⁷⁾ Da wird eine Stange auf dem Dorfanger mit Kamillen bewunden und von jungen Mädchen zwei Nächte und einen Tag ununterbrochen bewacht, damit die Burschen sie nicht rauben. Dann wird der Baum seiner Blumenzier beraubt und die Blumen unter die Mädchen verteilt.

All diese Bräuche erinnern an den Ming-chia-Baum der chinesischen Überlieferung, der zu verschiedenen Zeiten des Monats in anderer Ausbildung, in der Mitte mit Laub oder Früchten bestanden, am Ende kahl gedacht wird.

Als richtiger Monatsbaum tritt der Maibaum zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten auf, was wir zum Teile schon feststellen konnten, so zu Weihnachten, zu Neujahr, zur Fastnacht, am Palmsonntag, als Palmmatte, zu Ostern, zu Pfingsten, am Johannistage, als Ernte-Mai, als Kirmesbaum. So hat jeder Festkreis seinen besonderen Baum. Vor Ostern und Weihnachten findet er sich auch als dürrender Zweig, der eine bestimmte Zeit vorher abgeschnitten und ins Wasser gesteckt wird, um an dem vermeinten Festtage aufzublühen. Das leitet über zu den gegensätzlichen Bäumen, die

¹⁾ M. Haberlandt, Österr. Volkskunst, Taf. 7.

²⁾ Ebenda, Taf. 12, 1, 2; Taf. 21, 3, 4, 5.

³⁾ Ebenda, Taf. 13, 4; Taf. 20, 3, 11.

⁴⁾ Ebenda, Taf. 113, 8.

⁵⁾ Feigenbaum und Dornbusch als Weltenbäume bei den Doketen, W. Schulz, Dokumente der Gnosis, S. 122.

⁶⁾ Andree-Bysn, S. 95.

⁷⁾ Brossow, Programm des Altstädter Gymnasiums, Königsberg 1887.



uns als Rute des Krampus und als ein mit guten Gaben behängtes grünes Bäumchen des Nikolo oder Christkinds bekannt sind, als der Besen des »Schandle« im Faschingszuge zu Rottweil oder als »Adamsbaum« in Schwaben, der mit Äpfeln und Süßigkeiten behängt ist. In der Planer Gegend tritt im Kampfspiele des Sommers mit dem Winter der Sommer mit einem mit Obst geschmückten Tannenbäumchen, der Winter mit einem Dreschflgel auf. In Bayern trägt der in Grün gekleidete Sommer einen mit Äpfeln behängten Zweig, der in einen Pelzmantel gehüllte Winter einen Dreschflgel — das dürre, unfruchtbare Holz.

Die Alte mit den sieben Beinen.

Eine andere Form der Ming-chia-Staude.

Eine seltsame Ausprägung dieser gegensätzlichen Bäume liegt dem »Tod-Austragen« zu Lätare in manchen Gegenden zugrunde, wo eine Stroh puppe¹⁾ (der dürre Baum) in Form einer Alten oder eines Alten verbrannt oder ins Wasser geworfen wird, worauf ein Bäumchen, geschmückt mit Bretzeln und Bändern und anderen guten Sachen, herumgetragen wird, an dem eine neue Puppe hängt. Die Stroh puppe ist hier im Hinblick auf das grüne Bäumchen, das als ihre Erneuerung aufzufassen ist, deutlich als der dürre, entlaubte Baum gekennzeichnet.

Eines merkwürdigen Brauches in Spanien und Italien²⁾ gelegentlich des »Zersägens der Alten« sei hier gedacht, weil wir dabei kennzeichnende Züge des Monatsbaumes wieder finden.

Am Aschermittwoch wird in Spanien das Bild einer Alten mit sieben Beinen, genannt die Königin der Fasten, in öffentlichem Aufzuge herumgetragen und an einem bestimmten Orte die ganze Fastenzeit über zur Schau gestellt. Jeden Samstag wird ihr ein Bein abgeschlagen, bis sie schließlich beinlos ist, und am Auferstehungstage (Ostersamstag) wird der übriggebliebene Körper mit großem Prunke zum Hauptplatze geführt und vor allem Volke enthauptet.

Ähnlich baumelt in den Abruzzen eine weibliche Puppe an einem Seile, das von einem Ende der engen Straße zum gegenüberliegenden gespannt ist. Sie ist als Spinnerin (Frau Holle) mit Rocken und Spindel gekennzeichnet und mit sieben Federn ausgestattet. Jeden Samstag während der Fasten wird ihr je eine Feder ausgezogen und am Karsamstag wird die Alte verbrannt.

In den Familien schneidet man die Figur eines alten Weibes mit sieben Beinen aus Papier aus und hängt sie in die Nähe des Kamins. Auch ihr wird jeden Samstag je ein Bein abgeschnitten. Zu Mittfasten wird das Bild in der Mitte durchgeschnitten. Oft ist die Figur mit Süßigkeiten, getrockneten Früchten und kleinen Geldstücken behängt. (Erweist sich als Baum!)

In der Umgebung von Sorrent wird eine Puppe in der Gestalt einer Hägse mit Rocken und Spindel am Balkon oder am Fenster befestigt. Dieser Figur ist eine Orange mit so viel Federn, als die Fastenzeit Wochen hat, beigefügt. Jede Woche wird eine Feder herausgezogen. Zu Mittfasten wird die Alte entzweigesägt. An diesem Tage müssen die alten Weiber zu Hause bleiben und dürfen sich auf der Straße nicht sehen lassen.

¹⁾ Den Gegensatz zum dürren Baum in Gestalt der Stroh puppe bildet die in grünes Laub gehüllte Gestalt, wie der »grüne Georg«.

²⁾ Frazer, The golden bough, III, 244 (1912).

Zu Castellamare im Süden von Neapel wurde von einer Engländerin eine Puppe an einem quer über die Straße gezogenen Seil beobachtet, die einen Fuß lang und wie eine Nonne gekleidet war. Von ihren Kleidern gingen 5 oder 6 Federn aus, welche Ähnlichkeit mit Beinen hatten. Ein Bauer erklärte die Figur als »Fasten«. Jede Woche wurde ihr eine Feder herausgezogen und am letzten Tage der Fasten wurde sie vernichtet.

Schon Grimm hat die Ansicht ausgesprochen, daß das »Zersägen der Alten« ein mit dem »Tod-Austragen« übereinstimmender Brauch sei. Dieser Ansicht pflichtet neuerdings auch Frazer auf Grund umfangreichen neuen Materials bei.

Beim »Tod-Austragen« sehen wir, daß nach Beseitigung des Todes durch Verbrennen, Ins-Wasser-Stürzen, Köpfen u. s. w. ein mit Gaben behängtes grünes Bäumchen hereingetragen wurde und wir konnten feststellen, daß die Figur des Todes auf den dürren Baum zurückging. Auf Grund ganz anderen Gedankenganges kommt auch Frazer zu der gleichen Ansicht. Auch er meint, daß dem ausgetragenen Tode und dem hereingebrachten Sommer die Vorstellung eines Baumes nach seiner auf die dämonologische Ausdeutung gerichteten Anschauungsweise ein Baumgeist zugrunde liegt. Hervorzuheben wäre ferner seine Ausführung, daß die bei diesen Bräuchen auftretenden Namen, wie Fasten, Sommer, Tod u. s. w., alle ganz jung, die zugrunde liegenden Bräuche aber sicher sehr alt sind und weit in geschichtslose Zeiten zurückreichen.

Wenn nun die Alte, die zersägt wird, und der Tod, der ausgetragen wird, die gleichen Gestalten sind, so folgt daraus, daß ebenso wie der Tod mit der Vorstellung eines Baumes verknüpft ist, auch die Alte, die zersägt wird, eigentlich ein Baum ist. Das ergibt sich schon aus den Bräuchen. Wir finden, daß die Gestalt der Alten öfters mit Süßigkeiten und gebrannten Früchten behängt ist wie ein Maibaum. Ein anderes Mal wird ihr eine Orange mit sieben Federn beigefügt. Das ist doch wohl ein künstlich gebauter Baum, ähnlich dem Klausenbaum.

Die Alte entspricht dem dürren Baum. Die sieben Beine, von denen je ein Bein oder eine Feder nach einer bestimmten Frist verschwindet, bis die Figur beinlos ist, erinnern unverkennbar an die Sprosse und Blüten der chinesischen Ming-chia-Staude, die, nachdem die höchste Zahl erreicht wurde, der Reihe nach wieder abfallen, bis die Pflanze am Monatsende kahl dasteht.

An Stelle der jungen Sieben haben wir uns auf Grund des Gesetzes der Zahlenverschiebung¹⁾ die alte Neun zu denken und erhalten so einen neunzweigigen Baum, der uns bereits reichlich bekannt ist. Daß die Beziehung der 7 Federn zu den 7 Wochen der Fastenzeit eine junge ist, geht schon daraus hervor, daß die Zahl gar nicht stimmt, wenn die Figur schon zu Mittfasten, dem dritten Mittwoch nach dem Aschermittwoch, entzweigeschnitten wird, denn dann können noch nicht alle Federn entfernt sein, wenn nur jeden Samstag eine herausgezogen wird. Wir wissen überdies, daß derartige Gebräuche nicht an einem bestimmten Feste oder Festkreise haften, sondern sich in gleicher Weise bei anderen Festen und Gelegenheiten wiederholen. So erscheint denn die Alte mit den sieben Beinen als ein zum Monatsbaume gehöriges Sinnbild.

¹⁾ W. Schultz, Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung. Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien 1910. 161 ff.

Der Baum bei verschiedenen Gelegenheiten.

Die Verbindung des Baumes mit dem Rade, die wir in den indischen Rätself vom Jahresbaume angetroffen haben, begegnet uns auch beim Maibaume. In Kelling¹⁾ in Siebenbürgen tanzt die Jugend am zweiten Ostagte um das auf einen Mastbaum gepflanzte Rad. Die Wepelrot ist ein mit Süßigkeiten behängter Zweig, den die Burschen den Mädchen zu Neujahr durchs Fenster ins Zimmer werfen. Es ist ein aus Weidenruten geflochtenes Rad mit breitem Goldblech in der Mitte, von wo aus Weidenstäbe als Speichen strahlenförmig zum Rande gehen. An einige Speichen, die über den Felgenkranz hinausreichen, sind Äpfel gesteckt.

Ähnlich gestaltet ist ein Palmbaum vom Palmsonntag aus Holland.²⁾ In der Mitte von Gezweige ist ein geflochtenes Gebäck in Gestalt eines vier speichigen Rades mit Vogelgestalt am Rande angebracht, an den Rändern der Zweige fünf kleine Vögel, aus Teig gebacken.

Da nach Auffassung der Menschen dieser Kulturschichte das Leben ein Abbild des Himmels geschehens, des Monats-, beziehungsweise des Jahreskreislaufes, ist, so finden wir bei den Festen, welche einen Einschnitt im Leben des Einzelnen bilden, ganz ähnliche Bräuche wie bei den Festen des Jahreskreises. So sehen wir, daß bei der Hochzeitsfeier kleine Bäumchen dem Brautpaare vorausgetragen, im Kammerwagen mitgeführt oder in den Hochzeitskuchen-gesteckt werden und eine besondere Rolle dadurch spielen, daß sich bestimmte Bräuche mit Tanz und Gesang daran knüpfen. Diese Hochzeitsbäumchen, als Lebensbäume und des Kindersegens gedacht, sind oft gar keine natürlichen Gewächse, sondern künstlich gearbeitete, pflanzenähnliche Gebilde mit einer nach bestimmten Gesetzen gedachten Verzweigung. Sie finden sich in gleicher Weise bei germanischen wie slawischen Völkern, man kennt sie aus Hannover, der Mark, Schwaben und dem Vogtlande. Bei den Russen heißt der Hochzeitskuchen Korovaj und wird von einer bestimmten Zahl von Frauen gebacken. Drei Äpfel und ein kleines Bäumchen zieren ihn. Vor ihm werden Lieder gesungen und darin wird erzählt von einem Falken, der eine Feder verloren hat.³⁾

Künstlich gefertigte Hochzeitsbäumchen mit regelmäßigem Aufbau — die genaue Art der Ausbildung ist den bei Skeat, Malay Magic gegebenen Abbildungen nicht zu entnehmen und wird leider auch nicht beschrieben — sind in Hinter-Indien, so in Birma, eine häufige Erscheinung. Auch hier ist der Baum ein Bestandteil der Feste. So wird beim Tawadeintha-Feste der Padetha-Baum herumgetragen. Unter dem Padetha-Baume verstehen die Birmanen einen Baum, der auf der nördlichen Insel der birmanischen Fabelwelt wächst und in seinen Zweigen alles Mögliche tragen soll, was man sich nur wünschen mag. Er hat die Gestalt einer hohen Pyramide (gesetzmäßiger Aufbau), die mit allen möglichen Gegenständen behängt ist.⁴⁾

¹⁾ Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, 286.

²⁾ E. Fehrlé, Deutsche Feste und Volksbräuche, Abb. 16, S. 54.

³⁾ Hier ist die Stelle, wo die Überlieferung vom Monatsbaume überleitet in den breiten Strom der mythischen Überlieferung von der Herabkunft des Rauschtrankes.

⁴⁾ Buschan, Sitten der Völker, Abb. 435, S. 301.

Als richtigen Weltenbaum finden wir den Baum bei den transsylvanischen Zigeunern,¹⁾ nur stark verblaßt und von Zauberei verdunkelt. In der Christnacht kann man nach ihrem Glauben den Allsamen-Baum sehen, von dessen Zweigen Honig träufelt und in dessen Ästen wunderbare Vögel leben. Sein Ende trägt eine riesige Schlange im Maul. Er ragt bis in den Himmel und hat verjüngende Kraft. Sein Anblick macht gesund und jung. Um ihn sichtbar zu machen, wird ein Zauber mit zwei Bäumen, einem Weidenbaume, dessen Zweige kunstreich in Knoten geknüpft sind, und einem Tannenbaume, angestellt. Am ersten Christtage werden die beiden Bäume verbrannt. Männer und Frauen führen vorher in einer zusammenhängenden Reihe einen Tanz auf, indem sie drei Schritte vorwärts und drei Schritte rückwärts schreiten und dazu singen. Zum Schlusse rufen sie: O roter, o schwarzer, o weißer Vogel! Gib uns Brot!

Mit dem Klausenbaume aus Tölz hängen wohl auch die sogenannten Nikolaus-Gärten im Salzburgischen zusammen. Das Museum für Volkskunde in Wien besitzt einen solchen, der in der Stadt Salzburg von einem alten Manne namens Pfister angefertigt wurde.

Auf einem mit Moos bedeckten Brettchen steht in einer Art Laube der heilige Nikolaus, rechts hinter ihm der Teufel mit Rute und Kette im schwarzen Pelzkleide. Die Laube ist vorne durch einen grünen Zaun mit 13 (12 + 1) aufrechten Latten abgeschlossen. An den Ecken rechts und links zwei rote Stangen mit je einer goldenen Nuß an der Spitze. Dem Aufbaue nach zeigt die Laube Beziehungen zum Lichte rbaum e. An den vier Ecken sind die größten Tannenzweige, die offenbar Bäume vorstellen sollen, eingesetzt und dazu kommt noch einer in der Mitte rückwärts, der besonders regelmäßige Verzweigung aufweist und hinter dem der heilige Nikolaus steht. Denken wir uns den Lichte rbaum aus der Mitte zwischen die zwei rückwärtigen Bäumchen gerückt, so haben wir die gleiche Anordnung. Diese fünf größten Bäumchen sind oben miteinander verbunden und stellen eine Art Kuppel dar. Der Raum zwischen diesen fünf großen Bäumchen ist regelmäßig durch kleinere dazwischen ausgefüllt, so daß wir im ganzen 12 Bäumchen (Rätsel im Schahname) zählen. Vor dem heiligen Nikolaus liegen drei Äpfel aus Wachs und auf den grünen Zaunlatten stecken drei weiße Wachslichter.

Ich halte diesen Baum für ein schönes Beispiel unbewusster Überlieferung, die uns beide so ungemein häufig im Bereiche der Volkskunde sich wiederholenden Zahlen nebeneinander zeigt, die alte drei und die jüngere zwölf.

(Schluß folgt.)

Druckfehlerberichtigung: Heft 3, S. 43, Z. 7 hat es zu heißen: einen 27tägigen Mondmonat.

Eine volkskundliche Erkundungsreise im Aostatale (Piemont).

(Vorläufige Mitteilung.)

Von Dr. Eugenie Goldstern, Wien.

Um über die volkskundlichen und hauskulturellen Beziehungen zwischen Savoyen, dessen einschlägige Verhältnisse ich in meiner Arbeit: »Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden, I. Bessans. Volkskundliche monographische

¹⁾ Whislocki, Festbräuche der transsylvanischen Zigeuner, Glob. 54, S. 316.

Studie über eine savoyische Hochbergsgemeinde* (Ergänzungsband XIV zur Wiener Zeitschrift für Volkskunde*), dargestellt habe, und dem angrenzenden Gebiet von Piemont nähere Kenntnis zu gewinnen, besuchte ich im Sommer und Herbst 1922 in dreimonatigen Wanderungen, ausgehend von Aosta, das Aostatal und seine Seitentäler. Ich hatte mich dabei in erster Linie der freundlichen Unterstützung des Herrn Giulio Brocherel in Aosta sowie von Herrn und Frau Dr. Jona in Cogne, ferner des Herrn Valentin Curtaz in Gressoney St. Jean, des Herrn Daniel Wolf in Gressoney La Trinité und endlich des Fräulein Josephine Peruchon in Champorcher zu erfreuen, wofür allen Genannten verbindlichst gedankt sei.

In erster Linie wendete ich meine Aufmerksamkeit dem Studium der bodenständigen Hausformen des Tales und seiner Nachbargebiete zu, die trotz des starken Fremdenverkehrs noch immer überraschend altertümliche und primitive Gestaltungen aufweisen. Allerdings überwiegt gegenwärtig der romanische Steinbau, doch hat sich auch der Holzblockbau, wenigstens in bestimmten Hausteilen, noch vielfach erhalten. Besonders macht sich dies im Cognetale geltend. Im Überblick über die beobachteten Hausformen läßt sich Folgendes feststellen:

Nach den übereinstimmenden Aussagen der Einheimischen und eigenen Beobachtungen ist die *Stallwohnung* der noch in den letzten Jahrzehnten herrschende Wohntypus gewesen und auch heute in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sowohl im Haupttale wie in den Seitentälern verbreitet, und zwar entweder als Ganzjahr-Wohnung (Cogne) oder als Winterwohnung. Aus der Mannigfaltigkeit meiner Aufnahmen konnte ich etwa fünf Haupttypen herausgreifen:

I. Der primitivste Typus der Bauernhäuser im Aostatal, dessen Spuren sich eigentlich in allen von mir besuchten Quertälern erhalten haben, enthält nur zwei übereinander gelegene Räume: im Erdgeschoß eine gemauerte Stallwohnung, die das ganze Jahr bewohnt wird, und darüber eine im Blockbau aufgeführte Scheune. Das Getreide wird zum Teil in der Scheune selbst oder auch in eigenen Getreidespeichern aufbewahrt.

II. Dieser Typus erfährt eine Weiterentwicklung, indem im gemauerten Erdgeschoß neben der Stallwohnung ein Keller oder eine Küche, beziehungsweise beide diese Räumlichkeiten hinzutreten. Diesem Haustypus begegnete ich in Valsavaranche, Valtoruenche, Val Ayas und Val Gressoney.

III. Der Typus I und II entwickelt sich nun weiter, indem zu dem geschilderten Grundriß des Erdgeschosses ein Flur hinzutritt. Auch das nur einräumige Obergeschoß (Scheune) spaltet sich in einige Teile durch das Hinzutreten eines Vorratshauses, beziehungsweise Schlafkammer. Dieser Typus ist vorherrschend im Cognetale, taucht aber auch in einigen anderen von mir besuchten Seitentälern auf. Eine Variation dieses Typus zeigt vielfache Ähnlichkeit mit dem Haus von Bessans (Savoyen).

IV. Während bei den Typen I—III Sommer- und Winterwohnung noch undifferenziert sind, ist es bei dem Typus IV nicht mehr der Fall. Die Sommerwohnung ist von der Winterwohnung vollständig getrennt, sie sind beide im Winkel gegeneinander gestellt. Nach den Mitteilungen der Einheimischen und nach den Datierungen der Häuser zu urteilen, sind die Sommerhäuser bedeutend jüngeren Datums als die Winterhäuser, die noch ganz den Charakter

des ersten Haustypus behalten haben. Diesen Haustypus finden wir neben den bereits geschilderten drei Typen in den meisten Tälern von Aosta vertreten, am deutlichsten ist er in Champorcher ausgesprochen.

V. Eine Verschmelzung von Sommer- und Winterhaus stellt der Typus V dar. Diese Hausform vereinigt in einem Baukörper alle für den Wirtschaftsbetrieb und das Wohnbedürfnis notwendigen Räume. Dieser Verschmelzungsprozeß scheint in den letzten 100 Jahren stattgefunden zu haben und geht auch noch immer weiter vor sich.

Die nähere Ausführung dieser Darstellung mit Beigabe von Grundrissen und Abbildungen behalte ich meiner ausführlichen Arbeit vor. Vorausgreifend möchte ich bemerken, daß das Haus des Aostatales Elemente des Walliser und savoyischen Hauses zu enthalten scheint.

Außer mit dem Studium der Hausformen beschäftigte ich mich auch mit anderen Erscheinungen der materiellen Kultur, besonders wandte ich meine Aufmerksamkeit den Haus-, Arbeits- und Wirtschaftsgeräten sowie den Objekten der Volkskunst und der bodenständigen Tracht zu. Um die Grundlage für ein solches Studium zu gewinnen, bemühte ich mich, eine entsprechende Typensammlung zustande zu bringen. In derselben sind hauptsächlich vertreten: *Wirtschaftsgeräte* (wie Salzbehälter mit Pferdeprotomen, Buttermodel, Molkereigeräte, Glockenbänder für Ziegen u. s. w.); *Hausgeräte* (wie die interessanten, als Kommunaleigentum in Verwendung stehenden, reich verzierten Taufwiegen, die Gemeinschaftsbecher für Wein aus Holz, die von sehr mannigfaltiger Form sind, Nackenstützen aus Holz und dergleichen); dann *Arbeitsgeräte* (als Dreschstöcke, verschiedene Korbformen, eine Anzahl verschiedener Spinnstocktypen, die auffallende Ähnlichkeit mit den savoyischen und bündnerischen Formen aufweisen). Eine größere Zahl älterer und neuerer Holzsulpturen gibt ein Bild von dem plastischen Kunstvermögen dieser Bergleute. Besonders interessant scheint mir das figurale Kinderspielzeug zu sein (Tier- und Menschenfiguren aus Aststückchen hergestellt), das ebenfalls deutliche Beziehungen zu den entsprechenden Walliser Erscheinungen aufweist. Die rund 200 Stück zählende Sammlung habe ich dem Museum für Volkskunde überwiesen.

Eine norwegische Gaubeschreibung.

Von dem großangelegten landeskundlichen Werke »Norske Bygder«, das ganz Norwegen umfassen wird, ist der erste Band über die Landschaft »Setesdal« erschienen. Als Herausgeber des Gesamtwerkes zeichnen Museumsdirektor Hans Aall, Prof. Dr. A. W. Brøgger, Prof. Dr. Edv. Bull, Professor Dr. Knut Liestøl und Konservator Gisle Midttun.

Im Vorworte wird die ungemeine Wichtigkeit eines solchen Unternehmens gerade für unsere Zeit betont, in der der Zusammenhang mit dem Kulturboden, aus dem wir erwachsen sind, zerrissen zu werden droht. »Norske Bygder« soll ein großes populärwissenschaftliches Standardwerk über die norwegische Volkskultur werden, zu dem das gesamte bereits in den Museen und Archiven vorhandene Material, ergänzt durch Sammlungen in den einzelnen Bezirken, herangezogen werden wird. Staatliche und private Unterstützung

haben die Möglichkeit geschaffen, dieses Ziel zu erreichen, und die erste schöne Frucht dieser Arbeit ist der Band »Setesdalen«. Die nächsten Bände werden »Vestagder« und »Romerike« behandeln. Das ganze Werk ist auf beiläufig 30 Bände veranschlagt, die in Abständen von je 2 Jahren erscheinen werden.

»Setesdalen« ist 1921 in Christiania erschienen, hat 261 Seiten Text und ist mit 8 Farbendruckern, 47 Plänen und Zeichnungen sowie 311 Textabbildungen ausgestattet und enthält Arbeiten folgender Verfasser: Gunnar Rysstad: Natur og folkekarakter, Divisjonslæge H. Bryn: Antropologi, Professor Torleif Hannaas: Sætesdals-Malet, Konserv. Helge Gjessing: Setesdalen i forhistorisk tid, Prof. Dr. Edv. Bull: økonomisk og administrativ historie, Univ. Stip. Reidar Th. Christiansen: Religiøst liv vesentlig efter Johannes Skar, Prof. Dr. Knut Liestøl: Folkedikting, Catharinus Elling: Musik, Prof. Dr. Magnus Olsen: Sætesdalens runeinnskrifter, Dr. Fredrik B. Wallem: Minnesmerker fra Middelalderen, Konserv. Gisle Middtun: Gamle vegar; Gardar, hus og husbunad; Setelsdalshunaden; Liv og levemåte, Kunstarbeid og handverk und schließlich ein Register.

Gunnar Rysstad gibt eine eingehende, von warmer Heimatliebe getragene Schilderung der Natur und des Volkscharakters von Setesdal. Dieses Tal erstreckt sich zu beiden Seiten des Byglandsfjordes im südlichen Norwegen und entlang des Ofreiffusses nach Norden ins Gebirge. Es ist eigentlich ein rauhes Bergland, aber wo der mildernde Einfluß des Meeres oder eine geschützte Lage einwirken, findet sich guter Ackerboden und gedeiht Laub- und Nadelwald. Üppige Almweiden begünstigen die Viehzucht und die Bergbäche sind reich an Fischen. Nach Norden hin verengt sich das Tal, die Berge werden höher und gipfeln im »Ûrenosi« mit 1484 m. Die Berge haben meist flache, abgerundete Kuppen und zahlreiche Quartäler durchschneiden das Land. An Schönheit kann sich dieses Gebiet mit den gewaltigen Fjorden und Hochgebirgslandschaften der norwegischen Westküste nicht messen.

H. Bryn beschreibt die anthropologischen Eigenschaften der Bevölkerung, die sich durch hohen Wuchs (durchschnittliche Körperlänge der Männer 171·8 cm), überwiegend mesozephe Kopfbildung und ausgesprochene Blondhaarigkeit auszeichnen. Der weibliche Teil der Bevölkerung ist verhältnismäßig kleinwüchsig, aber kräftig und wohlgebaut, so daß an Degenerationserscheinungen, die allenfalls durch die jahrhundertelange Abgeschlossenheit der Bewohner hervorgerufen sein könnten, nicht zu denken ist. Die Bewohner unterscheiden sich in jeder Hinsicht stark von der dunkelhaarigen kurzköpfigen Küstenbevölkerung und weisen verwandte Züge mit den Bewohnern von Vestfoldmarken auf. Interessant ist, daß sich bei den wohlhabenderen Bauern ein länglicher, feinerer Gesichtstypus mit wenig hervortretenden Backenknochen findet, zum Unterschied von den größeren Gesichtszügen der unteren Schichten. Es herrscht auch ein ausgeprägter Klassenunterschied im Gegensatz zu der mehr demokratischen Küstenbevölkerung.

T. Hannaas behandelt die Mundart von Setesdal, die zu der westnorwegischen Dialektgruppe gehört, aber auch einige ostnorwegische Eigentümlichkeiten aufweist und altentümliche, bis in das Altnordische zurückreichende Züge trägt. Alle alten Vokale wurden diphthongiert, so daß zum Beispiel hús zu heus, bók zu bo^{uk}, tré zu treⁱ wurde. ll verhärtete sich zu dd,

kerling wurde zu kjedding, allir zu adde. Das Nominativzeichen r ist als e erhalten und die alten Dativformen sind noch im Gebrauch.

Aufzeichnungen in dieser Mundart wurden schon im 17. Jahrhundert gemacht, später beschäftigten sich damit u. a. die bekannten Sagen- und Märchenforscher Jørgen und Moltke Moe, die Verfasser der großen norwegischen Dialektwörterbücher Ivar Aasen und Hans Ross, der schwedische Volksliederforscher Richard Steffen sowie die Mitarbeiter an diesem Werke T. Hannaas, K. Liestøl, C. Elling und G. Rysstad. Die beste und eingehendste Schilderung der alten Bauernkultur und Sprache dieses Gebietes bietet Johannes Skar in seinem Buche »Gamalt or Sætesdal«, das auch oft in diesem Werke zu Worte kommt. Neun Dialektproben beschließen diesen Abschnitt.

Über die vorgeschichtlichen Funde und ihre Bedeutung für die Siedlungsgeschichte von Setesdal handelt H. Gjessing. Die Funde beginnen mit der jüngeren Steinzeit, die durch 16 Fundstätten repräsentiert wird. Aus der Bronzezeit sind keine Funde zu verzeichnen, erst mit der jüngeren Eisenzeit setzen sie wieder ein. Die Funde aus den nun zahlreich auftretenden Grabhügeln (meist Brandgräber) sowie die Ergebnisse der Ortsnamenforschung (Fehlen der älteren Schicht der -vin- und -heim-Namen) führen zu dem Schlusse, daß das seit der jüngeren Steinzeit öde gelegene Land nunmehr wieder besiedelt wurde. Diese Tatsache steht in Einklang mit der starken Bewegung, die die germanischen Stämme in jenen Jahrhunderten ergriff und die jedenfalls auch dazu führte, daß bisher nur spärlich oder gar nicht besiedelte Teile Norwegens kolonisiert wurden. Die Fundstellen und die Art der Grabbeigaben lassen auf eine Einwanderung aus den südlichen und östlichen Nachbargebieten schließen. Daß aber auch Handelsbeziehungen mit dem Ausland bestanden, zeigt u. a. die Auffindung eines Tongefäßes, das aller Wahrscheinlichkeit nach aus Jütland eingeführt wurde. Der Goldfund von Nese beweist, daß der Goldstrom, der zur Zeit des Niederganges des römischen Reiches die germanischen Länder überflutete, auch in diese Gegend reichte. Die Funde aus den Gräbern der Wikingerzeit sind entsprechend der steigenden Kulturentwicklung sehr reichhaltig. Irisch-nordische Tierornamentik und orientalische Pflanzenmotive auf Waffen zeugen für die lebhaften Handelsverbindungen mit dem übrigen Europa. In noch höherem Grade geschieht dies durch Münzenfunde und die Runeninschrift von Galteland, die sich auf den Heerzug des Dänenkönigs Knut des Mächtigen, den Gegner Olafs des Heiligen von Norwegen, nach England im Jahre 1029 bezieht.

Eine wichtige Ergänzung der Ausgrabungsergebnisse bilden die Resultate der Ortsnamenforschung. Frøisnes und Frøirak (Froyjarakr) bewahren die Erinnerung an den Freyrkult. Der Hof »Rike« war, wie aus isländischem Sprachgebrauch zu erschließen ist, Sitz eines Hersen oder Stammeshäuptlings und der Hofname »Hovet« deutet auf einen heidnischen Tempel zurück. Alle diese Bauernhöfe sind auch durch vorgeschichtliche Funde ausgezeichnet, so daß sie sicher in sehr alte Zeit zurückreichen. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts fand das Christentum Eingang in Setesdal, aber bis in die neuere Zeit blieb heidnischer Glaube als Totenkult, der sich an die Grabhügel der Vorväter knüpfte, lebendig. Der »vette« oder »tusse«, der nach dem Volksglauben im Grabhügel, deren sich viele bei den alten Bauernhöfen finden, wohnte, war der Stammvater des Geschlechtes und Begründer des Anwesens.

Deshalb wurden ihm Bier und Molken geopfert und alles, was auf dem Hügel wuchs, galt als heilig; insbesondere durften die Bäume nicht angetastet werden.

E. Bull entwirft ein Bild der wirtschafts- und verwaltungsgeschichtlichen Entwicklung des Landes. Die erste Erwähnung von Setesdal geschieht in dem isländischen Landnahmebuch und erst in Magnus Lagaboters Landesgesetz von 1270 wird es wieder genannt. Bis zu dieser Zeit war also das entlegene Setesdal noch nicht in die Verwaltung des Reiches einbezogen. Setesdal bildete mit den angrenzenden Gebieten in rechtlicher Beziehung eine Einheit, die mit einem alten Namen als Rábyggjalög bezeichnet wurde. Die Rábygger waren Leute, die in einem rá, d. h. abgelegenen Winkel wohnten. 1537 wurde die Reformation in Norwegen offiziell eingeführt und dieses Ereignis bildete, zusammen mit der drückenden Steuerlast, eine der Hauptursachen zu den langwierigen Bauernunruhen, die bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Norwegen auftraten und sich gegen die Vertreter der Regierungsgewalt wendeten. Jede neue Steuer rief zähen Widerstand der Bauern hervor, der blutig niedergeschlagen wurde. Die Steuern wurden meist in natura geleistet, in Butter, Fellen und Häuten. Auch im Schulwesen erhielten sich lange Zeit altertümliche Einrichtungen. Der Schullehrer zog von Hof zu Hof und wurde in Kost und Quartier freigehalten. Der Unterricht dauerte von Michaeli bis Ostern. Eine wichtige kulturgeschichtliche Quelle bilden die Archive vieler Bauerhöfe, die bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen und eine nicht geringe Volksbildung voraussetzen.

Die Entwicklung der kommunalen Selbstverwaltung, der Bau einer Fahrstraße, die Neugestaltung des Schulwesens, die Errichtung von Sparkassen und schließlich der Bau der Eisenbahn vollenden die Neugestaltung des Lebens in Setesdal. In diesem Bezirk ist auch das »Bygdemål« im Gegensatz zum »Rigsmål« durchgedrungen und dementsprechend das vorliegende Buch in »Bygdemål« abgefaßt.

(Fortsetzung folgt)

Literatur der Volkskunde.

C. Patsch: Historische Wanderungen im Karst und an der Adria. I. Teil: Die Herzegowina einst und jetzt. (Verlag des Forschungsinstituts für Osten und Orient.) Wien 1922.

Die Herzegowina wird es dem langjährigen verdienten Leiter der archäologischen Sammlungen in Sarajevo und Schöpfer des Instituts für Balkanforschung zu dauerndem Dank wissen müssen, daß er, in seine deutsche Heimat zurückgekehrt, in der vorliegenden Schrift ein kulturgeschichtliches Gemälde der Herzegowina entwirft, wie es in dieser Anschaulichkeit nur eindringende, in langer Wanderschaft erworbene Bodenkenntnis vereint mit der Beherrschung aller wissenschaftlichen Quellen aufzubauen vermögen. Vom volkskundlichen Standpunkte besonders zu begrüßen ist die weitgehende topographische Einstimmung und die Beachtung, die das Leben der ländlichen Bevölkerung in gleicher Weise erfährt wie die vergängliche Städtekultur. Sehr wirkungsvoll leitet die Schilderung der Gedanken der Umformung, besser gesagt Zerstörung der Landesnatur durch den Menschen bei ständig abnehmender kultureller und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit des Landes seit

dem Mittelalter ein (S. 3—16), ein Gedanke, mit dem sich schon V. Hehn geradezu als einem philosophischen Grundzug in der Kulturbetrachtung der Mittelmeerländer auseinandersetzte und den der Verfasser für sein Gebiet in sorgfältiger Induktion auszubauen bemüht war. Wohl kaum irgendwo sind alle in Frage kommenden örtlichen Zerstörungen und Ursachen der Zerstörung — allen voran die waldverwüstende wilde Weidewirtschaft, ferner Holzkohलगewinnung und unwirtschaftliche Schlägerung — Waldbrennen zur Rodung und Düngung bei sorglos extensiver Wirtschaft in urzeitlicher Art, endlich auch Lichtung zu Schutzzwecken so wohl belegt auch in ihrem geschichtlichen Werdegang dargelegt worden wie gerade hier. Abbildungen unterstützen beredt genug die Ausführungen. Bei all dem will uns aber scheinen, daß der vom Verfasser stärkstbetonte Gegensatz zwischen dem goldenen Zeitalter der vom Menschen wenig berührten und von den Römern mächtig in ihrer Kultur geförderten Herzegowina im Altertum und einer trostlosen Gegenwart, wie er namentlich im Narenta-Trebižat- und Bregawagebiet vor uns steht, für den Gesamtbereich des Landes doch eher abzuschwächen als zu unterstreichen wäre.

Kein Zweifel besteht wohl darüber, daß die griechische und römische Zivilisation des Altertums örtlich eine unübertroffene wirtschaftliche Blüte des Landes herbeiführte (Narona, Epidaurum u. s. w.), andererseits glaubt Ref., meist an die Ausführungen des Buches selbst sich haltend, manche Angabe in ihrem Gewicht bekräftigen zu sollen, die uns über einen nicht allerwegen freundlichen Landschaftscharakter von ~~den~~ ^{den} meistens spezifischen Aufschluß gibt. Das sind vor allem die Nachrichten über die Viehwirtschaft im Altertum: Delminium auf Schafweide hindeutend (S. 140), das Erscheinen von Ziegen, der typischen Schädlinge auf wilder Weide, als Münzbilder auf Brazza, Lesina und Lissa (S. 141); man gedenke auch des ziegenbekletterten Eilandes Ithaka in der Odyssee und der Rolle, die dort die Hirten spielen. Sehr bemerkenswert ist, was über die Kontinuität der Weidenutzung gesagt wird, sie ist durch Glockenfunde aus römischer Zeit auf den betreffenden Flächen sichergestellt (S. 138), doch scheint der Viehstand seinerzeit eher größer gewesen zu sein als heute, ebenso wie der Käseexport sehr bedeutenden Umfang besaß, so namentlich aus Montenegro (Caseus Docleas). Waldschädigende Momente, die sich vital, aber eigentlich immer nur im Karstgebiete auswirkten, sind also wohl schon seit dem grauen Altertum reichlich vorhanden gewesen. Wir hören ferner, daß die Ardäer 135 v. Chr. aus ihren Wohnsitzen an der Narenta in ein Gebiet in das Innere des Landes verpflanzt wurden, das »felsig und unfruchtbar« war, »für den Ackerbau nicht geeignet«, so daß sie vollständig zugrunde gerichtet wurden, nahezu sogar ausgestorben sind (nach Strabo cit. S. 52 f.). Es dürfte dieses von ihrer Heimat nicht allzu weit entfernte Exil nach Patsch vielleicht etwas übertrieben geschildert sein, zweifelsfrei ergibt sich daraus aber schon für das Altertum eine nicht durchwegs walddreiche Gestaltung der Landschaft. Beachtenswert für das, was sie dem Menschen darbot, ist jedenfalls die Rolle, die Steinmaterial in der Technologie der Eingebornen spielte.

In erster Linie sind die gewaltigen Gradinas zu nennen, die sich von Istrien bis zum Skutarisee verfolgen lassen und auch in der Herzegowina typisch, wenn auch aus späterer Zeit vertreten sind. (Bes. S. 44 ff.)

Eine noch deutlichere Sprache sprechen die Steinhügelgräber. »Wir begegnen kleinen, niedrigen, jetzt im Gelände leicht übersehbaren, fast mimi- kryenden Tumuli und gewaltigen, weithin sichtbaren, nicht selten auf domi- nierender Höhe gelegenen Klaubsteinhügeln, Kugelkalotten von mehr als 100 Schritten im Umfang« (S. 100), Dinge, die wie anderwärts auf Erden wohl nur in vegetationsarmem Gelände zustandegekommen sind. Endlich dienten als offizielle Feldergrenzen bei der in der Provinz in römischer Zeit durch- geführten Teilung »auf felsigem Boden« wie noch heute Trockenmauern aus aufeinandergeschichteten Klaubsteinen (*maceria*). (S. 138.)

Die Urbarmachung in der Antike werden wir somit vielerorts auch in der Nutzbarmachung steindurchsetzten, aber fruchtbaren Geländes durch Ab- räumen der Klaubsteine für Grenzmauern, Terrassen von Weingärten u. s. w. — uralte Leistung der Mittelmeerkultur — zu sehen haben, ohne daß dabei andererseits an der durchaus raubbaumäßig betriebenen Abforstung einzelner Talgebiete und Landschaften, die gewiß eine bedeutende Verschlechterung des Bodencharakters im ganzen hervorgerufen hat, zu zweifeln wäre. Immerhin ist das Bild der Karstvegetation in der Gegenwart in manchen Gebieten noch ein freundlicheres, als es der mit Schulbegriffen ausgerüstete Beobachter zu- nächst vermeint, wie Ref. dies an der eigenen Erfahrung mindestens im Umkreis von Trebinje für die Karsthöhen gegen Bilek und die Krivošćie hin erprobt hat, vom anmutigen Lastvatale zu schweigen. Es sind im ganzen Umkreis von Trebinje bezeichnenderweise die dem Scirocco ausgesetzten Hänge, an denen der herangepeitschte Regen das kahle Gestein unablässig auswäscht und zernagt — im Windschatten wie auch in Sätteln und Mulden überzieht eine ganz natürliche, wenn auch von Fels durchsetzte Decke von Graswuchs oft schönen Humusbelag — durchmischt mit lockerem Baumbestand, dann wieder Gestrüpp und dergleichen die von der Bora heute wie ehemals ge- legten, schlecht gangbaren Flächen, so weit das Auge schweifen mag. Was hier im unwegsamen Gelände von Menschenhand zerstört wurde, inwiefern weiters Menschenhand die Pflanzendecke der typischen Einsturzgebiete mit stockhohem Felsgetrümmer und einer durchaus unterirdischen Entwässerung (wie bei Trebinje so im großen in der Krivošćie) verändert hat, entzieht sich der Beurteilung des Ref. Jedenfalls lassen sie uns die angeregten Probleme der Verarmung und Verkarstung recht verwickelt und vor allem örtlich ver- schiedener Lösung bedürftig erscheinen, wie dies auch C. Jireček vorsichtig um- schrieben hat.

Aus dem überaus reichen Inhalt der Schrift sei weiter vor allem der zusammenfassende Überblick über spätere Völkerbewegungen, namentlich die Hirtenwanderungen hervorgehoben, ferner die Belege für das Fortleben alter Handels- und Verkehrsbeziehungen mit Italien (Ziegel- und Tonwareneinfuhr), der Volkstracht u. s. f.

Mit Recht will, das Bauwesen angehend, Patsch das Problem des illyrischen Steinhauses anmerkungsweise (S. 5) geschichtlich schärfer erfaßt wissen, als Ref. dies seinerzeit in dieser Zeitschrift (Ergänzungsband XII) getan hat. Patsch geht dabei allerdings von anderen Voraussetzungen aus; der angenommene allgemeine Holzbestand läßt ihm Holz-, beziehungsweise Flechtwandhäuser als typische Form erscheinen, dies gestützt auch auf Berichte, die Siedlungen gelegentlich in Flammen aufgehen lassen (S. 6). Das Vor-

handensein eines römischen Holzhauses auf der Ljubuša planina (S. 139) ist, wie aus dem Fundbericht von Patsch (Wissensch. Mitt. XI) hervorgeht, tatsächlich nur auf Grund eines Streufundes aus von Feuer angegriffenen Kupfermünzen, etwas Holzkohle und spärlichen Scherben vermutet. Das Aufgehen in Flammen ist als Beweismittel für Holzbauten nach den Erfahrungen des Krieges mit herzegowinischen strohgedeckten Steinhäusern wohl gleichfalls auszuschneiden, so daß hier zunächst Vermutung gegen Vermutung steht.

Vorgeschichtliche Reste liegen gleichfalls bis auf eine nicht unwichtige Feststellung nicht vor, es betrifft dies die von Radimsky (Wissensch. Mitt., Bd. II) veröffentlichte Wallburg von Kičin an der Bunica im oberen Narentagebiet. Abgesehen davon, daß auch hier wie an allen Wallburgen nur Aufmauerung aus Trockensteinen feststellbar ist, finden sich hier runde Wohnhütten, deren starke Mauern ausnahmslos aus trocken zusammengelegten Steinblöcken aufgeführt sind. Die Ansiedlung zeigt ein Gewir von anscheinend durch römische Technik beeinflussten Brustmauerresten, ebenso wurden Gefäßscherben von vorgeschichtlichem Typus neben Drehscheibengefäßen sichergestellt, so daß es sich tatsächlich wohl um eine vorgeschichtliche, bis in römische Zeit erhaltene Siedlung handelt. Damit erscheint zunächst die Trockenmauerung für Wohnzwecke auch im Narentagebiet für altillyrische Verhältnisse sichergestellt; es erhebt sich nun die Frage, ob etwa runde Formgebung dieser Hütten als typisch für die Wohnbauten dieser Zeit anzusehen ist; ohne das gänzlich ausschließen zu wollen, glaubt Ref. mit Rücksicht auf das frühe Erscheinen des Viereckbaues auf der Balkanhalbinsel — etwa seit der Bronzezeit, stellenweise ja schon viel früher — und mit Rücksicht auf das Schweigen der antiken Schriftsteller über etwaige Rundbauten der Illyrer diese Wohnweise nur als zeitweiligen Behelf, wie später noch bei Hirten und Fischern in diesen Länderstrecken, ansehen zu sollen. Der reichlich belegbaren Steinverwertung in jeder Art, namentlich zu Feldmauern, reiht sich dann zwanglos der in vorrömischer, für den Volksforscher »altillyrischer« Zeit vermutlich schon in Viereckform entwickelte Trockensteinbau an, wie er uns in spezifischer Eigenart gegenüber der italisch-römischen Mauertechnik in größeren Siedlungen noch heute entgegentritt. Der Ansicht (Anm. S. 6) von der »schon aus den Ziegelfunden allenthalben (von mir gesperrt, der Ref.) sich ergebenden gründlichen Änderung der Bauweise in der dazwischen liegenden, durch allgemeinen Wohlstand sich auszeichnenden römischen Epoche« vermag sich der Ref. bei dem sonst im ländlichen Bereich nachzuweisenden Beharren alter Zustände im besonderen bei den Illyrern und ihren heutigen Blut- und Kulturerben (S. 93) — man denke nur an das Überleben der improvisierten Rundhütten, der Backlocken u. s. w. — nicht anzuschließen. Es wäre vielmehr auch zum Beweise altillyrischer Holzhäuser nach dem Vorhandensein angemessener Bauten in noch waldreichen Parzellen der Herzegowina als technologischen Zeugen für die Vergangenheit zu fragen. Bislang scheint die alte Bodenständigkeit des recht eigenartigen Steinhauses der Karstländer nicht zu bezweifeln, nur so wird auch die nach P. in der römischen Zeit leicht bewerkstelligte Anpassung der bodenständigen Bevölkerung in den Städten an den vervollkommenen Hausbau der Römer erklärlich.

Es schien uns von methodischer Wichtigkeit, diese Überlegungen, die uns zu dem einleitenden Grundgedanken des Buches zurückführen, anzu-

stellen, jedenfalls erhellt aus den Einzelheiten wie aus dem ganzen reichen Gehalt der Schrift, daß der Kulturforscher der hier niedergelegten Ergebnisse reicher wissenschaftlicher Arbeit auf keinem Gebiet der Landeskunde wird künftig entraten können.

Dr. Arthur Haberlandt.

Maximilian Lambertz: Albanische Märchen und andere Texte zur albanischen Volkskunde. (Akad. d. Wissensch., Schriften der Balkankomm. Ling.-Abt. Bd. XII. Wien 1922.)

Die geistige Seite des albanischen Volkstums kommt bestens zu Wort in der vorliegenden Übersicht albanischer Märchenstoffe u. s. w. von M. Lambertz, dessen Qualitäten als zugleich wissenschaftlicher und feinsinniger Sammler hier nicht mehr gewürdigt zu werden brauchen.

Besonders hervorgehoben sei die folgerichtig systematische Behandlung des Stoffes, die einleitungsweise eine gewissenhafte Übersicht über die albanische Märchenliteratur bietet. Es folgen die Gestalten des albanischen Märchens, zugleich eine Essenz des volkscundlichen Gehaltes der Märchen unter Berücksichtigung auch des Volksglaubens, wobei die landschaftlichen Abweichungen gleichfalls hervorgehoben werden, die Märchenstoffe — eine vollständige Übersicht mit Erwähnung auch der in der Sammlung nicht vertretenen Typen — Form der albanischen Märchen, endlich die Texte mit fließender deutscher Übersetzung

Wie ersichtlich, ist die Arbeit viel straffer durchdacht, als dies bei der Methode uferlos verschwimmender Vergleichung im Motivengang der Erzählung der Fall wäre; eben darum wird der Leser der besonderen Volkspsychologie der Albaner angenehmer und gründlicher sich bemächtigen als in zahlreichen anderen Werken.

Dr. Arthur Haberlandt.

Zur Beachtung! Die früheren Jahrgänge der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (I, IV, VII, XIII, XIV, XXI/XXII, XXIV sind vergriffen) kosten für österreichische und reichsdeutsche Mitglieder je 30.000 K, für das sonstige Ausland je 5 Schweizer Francs. — Die Ergänzungshefte, beziehungsweise -Bände (I, III, IV, VI sind vergriffen) kosten: II und V 12.000 K, VII—XIII je 32.000 K, XIV 50.000 K, für das Ausland entsprechend 2, 5, 10 Schweizer Francs. — Sonderabdrucke aus der Zeitschrift: »Werke der Volkskunst«, I—III: Prof. Dr. M. Haberlandt: Die Arbeiten des Schnitzers J. Kieninger 25.000 K, J. Strzygowski: Ein Werk der Volkskunst 10.000 K, Dr. Ubell: Der Fund von Schwanenstadt 20.000 K, A. Walcher: Der Renaissance-Fund von Schwanenstadt 25.000 K, Dr. A. Haberlandt: Die Holzschnitzerei von Gröden 35.000 K, Prof. Donat: Handgezeichnete Webebücher aus Tirol 25.000 K. — Alle Preise freibleibend. — Bestellungen und Vorauszahlungen an die Vereinskanzlei.

150

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
VIII. Laudongasse 17
mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.
Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

28. Jahrgang 1923.

Heft 5.

Monatsbaum, Jahresbaum, Weltenbaum.

Von Prof. Dr. Karl Spieß, Wien.

(Schluß.)

Der Baum im Festbrauche der Antike.

Die Zeugnisse der Antike sind spärlich und nicht ergiebig, da sich die Nachrichten zumeist auf religiöse Kultübungen beziehen. Mit wirklichen Volksbräuchen haben wir es kaum zu tun, es sei denn, daß die Bukoliker gelegentlich der Schilderung der Freuden des Landlebens diese Seite berühren, wobei dann noch die Schwierigkeit der Trennung von Erschautelem und Erdichtetem sich einstellt.

Bäume von der Art des Maibaumes finden sich im Kult der Hera und der Artemis. Zweige, mit Bändern und Kuchen behangen, werden beim Feste der K o t y t o auf Sizilien erwähnt. Bekannt sind die als Eiresione bezeichneten, mit Früchten und Bändern geschmückten Bäumchen, die im Umzuge herumgetragen, ein Jahr aufbewahrt und dann verbrannt wurden.

Tiefer liegende Beziehungen erschließen die als S t r e n u a e bezeichneten, mit Datteln, Feigen und Kuchen behängten Zweige, die man sich am 1. Jänner in Rom gegenseitig zuschickte. Benannt sind sie wohl nach der Göttin Strenia oder Strenua, deren Kult vom sabinischen König T. Tatius herrühren soll. Ein altes Heiligtum der Göttin lag in der Nähe des Kolosseums, umgeben von einem Haine geweihter Glücksbäume. Von diesem Haine wurden zu Jahresbeginn geweihte Zweige auf die Arx getragen. Es handelt sich um eine Jahresfeier und die bekannte Gleichung mit fehlendem Anfangsgliede (Monats-, Jahres-, Zeit-, Fruchtbarkeits-, Überfluß-, Glücksbaum liegt also auch hier vor.

Für einen Monatsbaum haben wir in der Antike kein Zeugnis, wohl aber für einen Jahresbaum. Das erklärt sich damit, daß auf der Stufe höherer Zivilisation die reine Mondrechnung durch die Sonnenrechnung nicht nur in der Übung, sondern auch in der Überlieferung verdrängt wurde. Insofern aber das Sonnenjahr in höchst verwickelter Weise aus Mondmonaten zusammengesetzt wurde, blieben allenthalben noch Vorstellungen, die mit der älteren Zeitrechnung verknüpft waren, als zähe Reste zurück und erhielten sich durch alle Zeiten. Das um so mehr, als die Mythen bildende Phantasie

nur auf der älteren Stufe, der Zeit der reinen Mondrechnung, schaffend tätig war und später nichts mehr wesentlich Neues erzeugte. Es wurden die Bilder und Vorstellungen, die an die alte Mondrechnung anknüpften, später auf die Sonnenrechnung übertragen.

Ein Jahres- oder Weltenbaum mit Anklängen an die frühere Stufe ist uns von den thebanischen Daphnephorien überliefert

»Ein Holz¹⁾ vom Ölbaume wird mit Lorbeerzweigen und bunten Blumen bekränzt, an dessen Spitze eine eiserne Kugel befestigt wird, welcher man kleinere anhängt. Um die Mitte des Holzes aber legen sie kleinere Kugeln und heften purpurne Stemmata an. Das unterste Ende des Holzes umgeben sie mit einem Krikoton (das ist eine Scheibe oder Kugel, welche aus Ringen bestand und die verschiedenen Mondphasen darstellte). Die oberste Kugel bedeutet die Sonne, auf welche man den Apollo bezieht, die unten befindliche den Mond, die hinzugefügten kleineren Kugeln die Gestirne und die Sterne. Die Stemmata aber den ἐπιόσεις δρόμος, denn sie betragen gerade 365.«

Es handelt sich in diesem Falle genau so wie beim Klausenbaume um einen künstlich aufgebauten Baum. Während aber der letztere mit seinen Zahlen deutlich auf den Monat hinweist, haben wir es hier mit einer Erweiterung zum Jahres-, beziehungsweise zum Weltenbaume zu tun. Als Parallelen zur bildlichen Darstellung haben wir die entsprechende Gestaltung bei den Rätselformen vom Monate und vom Jahre.

Bedeutsam für die Einschätzung der Zeugnisse haben wir hier eine Nachricht aus alter Zeit, die abgeleitete jüngere Verhältnisse darstellt, gegenüber einem Erzeugnis der Volkskunst aus der Jetztzeit, in dem sich viel ältere und ursprünglichere Überlieferung ausdrückt.

Die Cimaruta-Anhängsel.²⁾

Reste des Monatsbaumes haben sich auch im Volksaberglauben, der tiefsten Stufe der Zersetzung mythenhaltiger Überlieferung, deutlich erhalten. Die silbernen Cimaruta-Anhängsel Süditaliens stellen im Wesen ein Bäumchen dar, das seinen Wipfel ähnlich Yggdrasil nach abwärts kehrt.

Die Verzweigung dieses Bäumchens ist vom Stamm aus eine dreiteilige, wie dies auch Günther in seiner Abhandlung festgestellt hat. Jeder Ast hat dann wohl wieder drei Seitenzweige gehabt, wie das an den Anhängseln auf Tafel XVI 23 d, 25 a und Tafel XVII 28 wohl noch zu erkennen ist. Seltsame Früchte trägt dieses Bäumchen. Am häufigsten erscheint an den Enden der Zweige die Mondsichel, was deutlich dafür spricht, daß das Cimaruta-Bäumchen seiner ursprünglichen Bedeutung nach den Monatsbäumen zugehört. Aber nicht nur die Mondsichel beobachten wir, sondern auch die übrigen Mondphasen: so ein Rundgesicht = Vollmond auf Tafel XV 18 und eine Art Gorgonenhaupt, von einer Schlange umwunden = Schwarzmond auf Tafel XVII 29.

Nach den Gestalten des Mondes ist der Schlüssel ein stets wiederkehrendes Bild. Wir finden den Schlüssel bereits auf altetruskischen Anhängseln. Als Gott mit dem Schlüssel, als Öffner und Schließer ist uns Janus bekannt,

¹⁾ Roscher, Mythol. Lexikon, Art. Apollo, S. 424.

²⁾ Günther, The Cimaruta, Folk-Lore 1905.

der die Mondzüge schon an seinem Antlitz trägt. Die nach entgegengesetzten Seiten schauenden Gesichter sind die auf- und abnehmende Mondsichel, die zwei Hälften des Monates. Sein Kopt ist demnach ein Bild des Monates. Es ist interessant zu verfolgen, wie auch bei diesem Götterbilde die alte Bedeutung durch eine neue Auslegung abgelöst wurde. Von den Janus-Darstellungen ist bekannt, daß die Finger der beiden Hände so gestaltet waren, daß die Finger der einen Hand die römischen Zahlzeichen CCC und die Finger der anderen Hand die römischen Zahlzeichen LXV ausdrückten. Somit haben wir es eigentlich mit einer Darstellung des Jahres zu tun. Wir sehen auch hier wieder die Tatsache bestätigt, daß alte Monatsbilder später zu Jahresbildern ausgestaltet wurden. Das Bild des Janus spiegelt die beiden Kulturschichten wider, die Zeit der Mond- und die Zeit der Sonnenrechnung, aber auch hier bestätigt sich, was früher ausgeführt wurde, daß die spätere Zeit nicht mehr die bildgestaltende Kraft der früheren hatte. Die Fingerstellung nach römischen Zahlzeichen ist ein ganz unzureichender Versuch zur Gestaltung eines Sinnbildes und die armselige Mache verschwindet vor dem so einzig gekennzeichneten Janus-Doppelkopfe.

An den Enden des Cimaruta-Bäumchens befinden sich ferner noch die Bilder von Vögeln und Blüten.

Die Blüten sind ohneweiters verständlich. Sie sind wohl das Natürlichste und Ursprünglichste an den Zweigen. Offenbar waren an den Enden der neun Zweige einmal je drei Blüten, denn das Cimaruta-Bäumchen ist ja doch dem Wesen nach dasselbe wie der eingangs besprochene Baum, nur hat es, beeinflußt durch die dämonologischen, ungeordneten Züge des Zauberes, seinen ursprünglich regelmäßigen Aufbau verloren.

Der Vogel ist als Bringer wunderbarer Speise vom Lebensbaume bekannt und erschien auch auf Darstellungen, die zum Monatsbaume gehörten.

Der Weltenbaum in der Volksüberlieferung.

Das Eigentümliche des Weltenbaumes ist, daß er verkehrt wächst, daß er seine Wurzeln nach oben und die Krone nach unten gerichtet hat.

Der verkehrte Weltenbaum ist nicht nur den Germanen eigentümlich, wir finden ihn auch bei den Indern. Auch dort kehrt der Weltenbaum seine Wurzel gegen den Himmel, die Zweige zur Erde. (Kuhn, Herabkunft des Feuers und des Rauschtrankes, S. 76.) Wie fest diese Vorstellung vom verkehrten Weltenbaume in der Gedankenwelt der Arier saß, das können wir verschiedenen Volksüberlieferungen entnehmen.

In Knezoves in Böhmen wird die Maibaumspitze, die mit guten Sachen behängt ist, abgeschnitten, im feierlichen Aufzuge in das Dorfwirtshaus gebracht und dort mit der Spitze nach unten aufgehängt. (Reinsberg-Rühringsfeld, Festkalender von Böhmen, S. 216.) Nach altbayrischem Brauche wird der Weihnachtsbaum mit der Spitze nach unten an der Decke aufgehängt. (Lütgendorf, Über Land und Meer, 62, Nr. 12.) Valvasor berichtet im 17. Jahrhundert in seiner »Ehre des Herzogtums Krain«, I, 233, daß im Reiffnizer Walde ein See liege, in dessen Mitte ein Ahornbaum derart wachse, daß die Krone im Wasser stehe, der Stamm mit der Wurzel aber nach aufwärts gerichtet sei. (Diesen Nachweis verdanke ich Herrn Dr. A. Haberlandt.)

An dieser Stelle sei auch der sogenannten Tischkreuze aus den steirischen Rauchstuben (Umgebung von Köflach und Jogelland) gedacht.¹⁾ Die Tischkreuze sind kleine hölzerne Kreuze, an deren drei Enden meist je fünf kleinere Kreuze befestigt sind. Sie werden mit der Spitze nach abwärts, also verkehrt, über dem Tisch aufgehängt, wodurch sie unverkennbar an den Weltenbaum erinnern, zumal ja das Kreuz Christi in christlicher Überlieferung als eine andere Form des paradiesischen Baumes der Erkenntnis gedacht wird. Neben diesen einfach gestalteten Kreuzen gibt es auch solche, die die Marterwerkzeuge Christi enthalten, die reicher ausgestaltet sind, aber als jüngere Schöpfung nicht mehr von der alten Überlieferung durchdrungen sind, denn sie werden in richtiger Weise mit der Spitze nach oben aufgehängt. Die Baumnatur der mit der Spitze nach abwärts aufgehängten Kreuze offenbart sich auch darin, daß sie gleich Sprossen oder Zweigen kleine Kreuze aus sich heraustreiben. Ursprünglich werden auch hier bestimmte Zahlenansätze festgehalten worden sein, wie das die 15 kleinen Kreuze an den drei Enden des großen Kreuzes dartun, aber diese Überlieferung kam in Vergessenheit und man brachte dann auch an anderen Stellen kleine Kreuze an. Ich denke mir, daß einmal zu bestimmten Zeiten je ein kleines Kreuz herausgenommen wurde und das große Kreuz dann leer war (der dürre Baum), worauf wohl noch die Meinung des Volkes hinweist, daß ein Herausfallen (jetzt also zufällig, was früher gesetzmäßig geschah) eines kleinen Kreuzes auf eine sittliche Verfehlung eines Knechtes mit einer Dirne deute. Bestärkt wird diese Vermutung noch dadurch, daß die Kreuze nur eine bestimmte Zeit, ein Jahr (Jahr an Stelle des Monats), im Gebrauche sind und am Karfreitag am offenen Feuer des Herdes verbrannt werden. Nach einer Frist von drei Tagen (Epagomenen), während welcher man kein Kreuz über dem Tisch sieht, wird das neue Kreuz vom ersten Knecht des Hofes hergestellt und am Ostersonntag über dem Tische aufgehängt. Das Kreuz wird aus ganz bestimmtem Holze, dem der Sahlweide, geschnitzt, deren Zweige auch zur Verfertigung der Palmbuschen verwendet werden, die ja wieder nur eine andere Form des Mai- oder Monatsbaumes sind.

Donner- und Hägsenbesen.

Verknüpft mit dämonologischen Anschauungen oder ohne jede Überlieferung finden wir ein baumartiges Gefüge unter dem Namen **Donnerbesen**, als Ziegelmuster an gewissen Stellen des Gemäuers an niedersächsischen Häuse,²⁾ so im Braunschweigischen, im Lüneburgischen, in Hamburg, Lübeck, in Hannover und Mecklenburg. Das Ziegelmuster ist oft sieben- und mehrstrahlig, geht aber auf die dreiteilige Grundform ∇ zurück. Dieses Muster wird auch in Holz im Fachwerkbau ausgeführt, zum Beispiel im Bergischen. Im Städtchen Hilden unweit Düsseldorf ist ein Haus, an welchem das Muster des Donnerbesens in **Ziegeln** geformt erscheint; im gleichen Orte ein Haus, wo das gleiche Muster im **Gebälk** des Giebels auftritt.

Das Muster des Donnerbesens wird in Zusammenhang gebracht mit dem Donnerbesen, den man in Oldenburg und Hadeln jeden Samstag abend am Herdpfosten anbrachte, und mit dem Donner- oder Hägsenbesen, einer

¹⁾ J. R. Bünker, Tischkreuze, Z. f. ö. V., XIII, 12.

²⁾ O. Schell, Der Donnerbesen in Natur, Kunst und Volksglaube. Zft. f. Volksk. Berlin, Bd. 19, 429.

durch Pilze hervorgerufenen Mißbildung an Kiefern und Fichten, den man zur Abwehr des Blitzes und böser Geister auf das Hausdach setzt. Trotz rein dämonologischer Ausprägung ist auch hier noch die Beziehung zur mythischen Überlieferung durchsichtig. Aus dem Donnerbesen tropft Wasser, das das Alpdrückchen verursacht. In der Umgebung von Potsdam glaubt man, daß man durch die Traufe vom Donnerbesen einen schlimmen Kopf bekommt. Die Elfentraufe verursacht Sommersprossen. In der Vorstellung des »Abwehrzaubers« bewegen wir uns, wenn man meint, daß der Donnerbesen als ein Auffangmittel böser Geister, der Maren, einen guten Dienst leiste, die darauf sitzen bleiben und den Menschen verschonen.

In all diesen Meinungen handelt es sich um die Vorstellung eines unheilvollen Baumes. Nach gemein arischer Vorstellung muß ihm ein guter Baum gegenüberstehen, der durch seine Traufe die Leiden des ersteren aufhebt.¹⁾ Als Gegenmittel gegen die Sommersprossen wird der Morgentau angegeben, der vom Himmelsbaume — dem heilspendenden Baume — fällt.

Auch wenn wir von der mythischen Überlieferung her nicht wüßten, daß Weltenbaum und Lebensquell zusammengehören, so könnten uns schon diese dämonologisch verdunkelten Vorstellungen eine hinreichende Erklärung dafür geben, warum der eingangs beschriebene Lichtenbaum eine Schale im Gezweige hat und daran eine Kugel, wodurch er in gerade Verbindung mit dem Pinienzapfen-Brunnen — dem Brunnen des Lebens — tritt. Der Kegel mit den 7 aufgestellten kleinen Kegeln als Wasserspeier am Brunnen im Löwenhofe zu Trient ist ja identisch mit der Form und dem Gedankengehalte des Donnerbesens, der in der Überlieferung als eine Traufe erscheint.

In diesem Zusammenhange sei auch auf die merkwürdigen Hausbemalungen in dem ehemaligen Russisch-Polen hingewiesen, wo neunzweilige Bäume in einem mehr oder weniger stilisierten Gefäße in weißer Farbe auf der dunklen Holzwand des Hauses erscheinen — eine reichere und leblichere Form des verkümmerten Donnerbesens am niedersächsischen Hause. Die Vase als Behälter des Lebenswassers und der Lebensbaum darinnen, das sind in der echten Volkskunde unzertrennbare Sinnbilder.

Schließlich sei noch eines Brauches Erwähnung getan, in welchem wir die Auswirkung der mit bestimmten Zahlen verknüpften Bäume deutlich erkennen. In Böhmen braucht man in der Christnacht ein Stühlchen aus neun'erlei Holz, um die Hägsen zu erkennen.²⁾ In einzelnen Gegenden des steirischen Mittellandes gehen die Leute am Christabend (und an Vorabenden anderer hohen Feste, wie Ostern, Pfingsten, Allerheiligen, der Frauen-

¹⁾ Hiezu der oft auftretende Märchenzug vom Baume, dessen Früchte eine lange Nase wachsen lassen im Gegensatze zu einem in der Nähe befindlichen zweiten, dessen Früchte den Schönheitsfehler wieder zurückbilden. Grimm KHM Nr. 122 und Anmerkung dazu. Im christlichen Gewande: Paradiesesbaum und Kreuz Christi (Dreisproß!).

In der orthodoxen Kirche wird bei der Wasserweihe ein Kreuz verwendet, das am oberen Ende eine Vertiefung zur Aufnahme von geweihtem Wasser hat. (Verwendung am byzantinischen Kaiserhofe siehe Dieterich, Hofleben in Byzanz, S. 86.) Durch diesen Zug ist die Beziehung zum Pinienbrunnen-Lichtenbaume vertieft.

²⁾ Blau, Holzzeit im Böhmerwalde. Zf. f. österr. Volkskunde, VII, 153.

tage) zu den Dreiwegen mit dreibeinigen Stühlchen, die aus 13 (12+1) verschiedenen Holzarten gefertigt sind.¹⁾

Die Stellung des großen Lichtenbaumes in der Mitte von vier kleinen Bäumen an vier Ecken hat auch ihre Bedeutung. Nach indischer Vorstellung steht auf dem Weltenberge in der Mitte der Welt ein großer Baum, von dem vier Flüsse nach vier Himmelsrichtungen ausgehen. Die vier Himmelsrichtungen werden gleichfalls durch vier Bäume mit besonderen Namen gekennzeichnet. Anklänge daran finden sich in der Schilderung des Paradieses in der Bibel, in den vier Flüssen, die vom Lebensbaume ausgehen. Ähnliche Vorstellungen sind nach Osten und Westen zu verfolgen. Im Westen finden wir an den germanisch beeinflussten Jupiter-Gigantensäulen, die als eine Art Irminsul einen Weltenbaum darstellen, Bilder von vier Gottheiten, die den Jahreszeiten oder Weltgegenden vorstehen. Im Osten treffen wir in chinesischer Überlieferung im Lande der Si-wang-mu²⁾ in einem von 12 Edelsteintürmen umgebenen Garten den Baum des Lebens aus Jade, von dem vier Flüsse von besonderer Farbe ausgehen, an welchen Bäume wachsen, die den vier Weltgegenden zugeordnet sind.

In dem von taoistischen Anschauungen beeinflussten Weltbilde des Huai-nan-tze³⁾ († 122 v. Chr.) herrscht zunächst die Neunzahl vor. Er erwähnt zwischen Himmel und Erde neun Provinzen, ferner neun Grenzfeste und neun Sümpfe, in der Mitte der Welt eine getürmte, neunstöckige Stadt. In der Mitte derselben gibt es Baumkorn – angeblich eine fragliche Getreideart. Offenbar aber handelt es sich um einen Baum. An dieser Stelle sehen wir deutlich zwei Weltbilder, das nach der Neunzahl geformte und das nach der Vierzahl, besser nach der für China charakteristischen Quinkunx-Stellung gestaltete, durcheinandergehen. Es folgen neun Bäume und neun Brunnen. Die neun Bäume sind nun in höchst seltsamer Weise auf die vier Weltgegenden verteilt. Vier im Westen, darunter der Unsterblichkeitsbaum, zwei im Osten, einer im Süden, zwei im Norden. Wir erinnern uns dabei an die neun kleineren um einen größeren zu Pfingsten aufgestellten Bäume im Chrudimer Kreise.

Ähnliche Vorstellungen treten dann wieder in Mexiko zutage, wo der Weltenbaum in der Mitte der Welt steht und an den vier Weltecken vier Bäume besonderer Art, von denen einer, der im Norden befindliche, ein mit Dornen besetzter kahler Baum ist. Ich will das Problem, das hier auftaucht, nur andeuten, es führt geraden Weges in die Lehre von der Ausgestaltung des Weltbildes.

Nach dem eben Erörterten scheint auch das Muster eines Gemäuers auf der Außenseite des Rahmengerüstes des Lichtenbaumes nicht ohne Bedeutung zu sein. Es wurde bereits angedeutet, daß der Baum dadurch innerhalb einer schützenden Mauer erscheint. Bei Se-mu-ts'ien, Shiki 28, 37a wird ausdrücklich berichtet, daß die neunzweigige Pflanze innerhalb der Ummauerung eines Palastes emporwachse. Im Rätsel der Haikär-Erzählung hieß es, daß der Baum in der Mitte eines von 8760 Steinen

¹⁾ Krainz, Sitten, Bräuche und Meinungen des deutschen Volkes in Steiermark. Zf. f. österr. Volkskunde, I, 245.

²⁾ Meyer, Chinese Readers Manual Act, 330, 572.

³⁾ Ed. Erkes, Das Weltbild des Huai-nan-tze. Ostasiat. Zf. Bd. V, S. 27 ff.

gemauerten Palastes steht. Der Lebensbaum in der Apokalypse (22, 2), der zwölflei Fruchte jeden Monat (also ein Monatsbaum) trägt, wächst am Quell des lebendigen Wassers in der Mitte des neuen Jerusalems, das von hohen Mauern umgeben ist und 12 Tore, je drei einer Weltgegend zugeordnet, hat. Nach ähnlichen Vorbildern scheint der Pinienbrunnen (Monatsbaum) im Hofe byzantinischer Paläste gebaut worden zu sein.

Eine norwegische Gaubeschreibung.

Von Dr. Rosa Schömer, Wien.

(Fortsetzung.)

Das religiöse Leben behandelt R. Th. Christiansen. Die rauhe Natur, die sie umgab, hat die Bewohner zu trotzi gen und unbeugsamen Charakteren gebildet, die oft mit ihren Pfarrern, wenn sie eine Neuerung einführen wollten, in Konflikt gerieten. Die Sage weiß viel von Priestern zu erzählen, die den Teufel kräftig beschwören konnten und deshalb bei den Bauern in hohem Ansehen standen. Das zähe Festhalten am Überlieferten brachte es auch mit sich, daß das Volk noch lange nach der katholischen Zeit Gelübde und Fasten hielt. Aber noch ältere Züge treten in der Verehrung des »Fakse« und »Hernos« zutage, das sind Hausgötter, denen in einzelnen Bauernhöfen bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts geopfert wurde. Der Maler Isachsen hat im Jahre 1857 selbst einen »Fakse« gesehen und beschreibt ihn als eine hölzerne Menschenfigur, so groß wie ein zwölfjähriger Knabe mit langem Bart und Haar. Die Füße waren nur angedeutet und ganz unten ein gewundener Schlangenleib geschnitzt. Am Weihnachtsabend wurde er zum Hochsitz gebracht und der Bauer stellte die Bierschale auf sein Haupt, trank ihm dann zu und goß etwas Bier in eine Höhlung seines Kopfes. Von einem anderen »Fakse« wird berichtet, daß er zur Wintersonnenwende mit Fett beschmiert wurde und daß man ihn auf die Almweide mitnahm, wo ihm eine Schale Molken geopfert wurde, um Glück mit dem Vieh zu haben. Vielleicht sind diese Hausgötter ein Rest der Verehrung der alten Hochsitzpfeiler, aber sie erinnern auch an die »tusser« und »vetter«, denen man als Stammväter des Geschlechtes opferte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts fand die religiöse Bewegung des Haugianismus starken Anklang in Setesdal und dadurch wurden die alten Sitten und Bräuche fast völlig verdrängt.

K. Liestøl gibt einen Überblick über die Volksdichtung, die in reichem Maße in Setesdal geblüht hat, wo man noch die Namen der alten, berühmten Sagen- und Märchenerzähler kennt. Bei festlichen Zusammenkünften wurde im Vortrag dieser volkstümlichen Dichtungsarten gewetteifert. Viele Sagen berichten von den Kämpfen, die der Heidenbezwinger Olaf der Heilige mit den Riesen, den Ureinwohnern des Landes zu bestehen hatte. Riesenhafte Züge tragen auch die »Rudkallar«, die ersten Kolonisten, und beim Bau der christlichen Kirchen mußte erst der Widerstand dämonischer Mächte gebrochen werden. Bedeutungsvoll ist die Sage von der Oskoreii, unserer Sage von der wilden Jagd vergleichbar, an deren Spitze Sigurd der Drachentöter und Guro Rysserova (Gudrun, die Tochter Gjukis) ziehen. Auch das Volkslied von Sigurd Svein wurde in Setesdalen gefunden, und daß der ganze

Sagenkreis von Sigurd und den Gjukungen dort schon in alter Zeit bekannt war, beweisen die berühmten Portalschnitzereien von Austad und Hylestad mit Darstellungen aus der Sigurdsage.

Zahlreiche Märchen wurden in Setesdal aufgezeichnet, von Joh. Skar allein 62 mit 35 Märchentypen. Jørg Moe fand das bemerkenswerte Märchen »Trollnysta«, das Anklänge an die Normagest- und Meleagersage zeigt.

Setesdal ist nach Telemarken das liederreichste Gebiet in Norwegen, aber die Sammeltätigkeit setzte zu spät ein, so daß von vielen Liedern nur Bruchstücke oder die Namen erhalten sind. Die meisten Volkslieder kamen von Telemarken herüber, aber von dem auf den Farøern aufgezeichneten Liede von Margit Runarhorgi fanden sich Bruchstücke nur noch in Setesdal. Es behandelt das Schicksal einer norwegischen Königstochter des 13. Jahrhunderts. Einer besonderen Art von Volkspoese ist noch Erwähnung zu tun, das ist die mit dem Schnaderhüpfel unserer Alpen wesensverwandte Vierzeilerdichtung. Es werden »Gamlestevi« und »Nye stevi« unterschieden. Die ersteren wurden früher besonders beim Trinkgelage gesungen, die »Nye stevi« entstehen, wenn Liebe oder Spott zum Ausdruck drängen. Auch viele Kindersprüche, Rätsel und Sprichwörter sind erhalten, die aber ebenso wie die vorhin genannten Dichtungsarten den Beweis liefern, daß Setesdal immer in lebendiger Beziehung zur Außenwelt stand.

Die Tänze und Volksliedmelodien von Setesdal bespricht C. Elling und gibt fünf Proben davon. Es wurde mit Vorliebe getanzt, aber der Haugianismus hat die alten Lustbarkeiten zurückgedrängt. Die Vierzeiler mit ihren Melodien, die im übrigen Norwegen fast ausgestorben sind, sind schon erwähnt.

Über die Runeninschriften berichtet M. Olsen. Eine Inschrift ist auf einem romanischen Bauernschild eingeritzt, die anderen sind Steininschriften. Die wichtigste hievon ist die Galtelandinschrift von 1030, die anderen sind jünger und stammen aus dem 12. bis 13. Jahrhundert. Prof. Olsen weist dialektische Eigentümlichkeiten der heutigen Mundart schon in diesen alten Inschriften nach.

Von F. Wallem erfahren wir, daß nur wenige Kunstdenkmäler früherer Zeiten sich in Setesdalen erhalten haben, aber diese besitzen großen kunst- und kulturgeschichtlichen Wert. Es sind die prachtvoll geschnitzten Kirchenportale von Hylestad, Austad und Vegusdal mit Darstellungen aus der Sigurdsage. Die Szenen schließen sich eng an die Erzählung der Volsungasage an, doch findet sich ein Motiv, das nur die Edda kennt: Regin sitzt schlafend, während Sigurd Fafnes Herz brät. L. Dietrichson hat in seinem Werke »De norske stavkirker« zwei Hauptgruppen der norwegischen Kirchenportale aufgestellt, die sogn-valderske und die Telemarkstype. Die dritte figurale Type nennt Wallem nach dem stilistischen Zusammenhang die Portaltype von Setesdal. Auch reiche ornamentale Schnitzereien sind darauf zu finden. Zu erwähnen sind noch zwei spätromanische, schön beschlagene Fauernschilde, von denen einer, wie erwähnt, eine Runeninschrift trägt.

M. Midttun erzählt, daß erst um 1840 die erste Fahrstraße in Setesdal gebaut wurde; früher kannte man dort nur Saumwege. Setesdal hatte dadurch wohl Verbindungen mit allen Nachbargebieten, aber die Wege waren schlecht und nicht fahrbar. Ein Weg heißt »Bispeveg« (Bischofsweg), weil ihn der Bischof auf seinen Visitationsreisen benützte, ein anderer »Skinneveg«, weil

auf ihm die in Fellen geleistete Steuer befördert wurde. Es herrschte ein nicht unbedeutender Durchzugs- und Handelsverkehr, aber die Bewohner von Setesdal selbst saßen ruhig auf ihren Höfen, und so kommt es, daß sie manches aus der Fremde aufnahmen, aber dennoch ihre Eigenart bewahrten.

Die Bauernhöfe sind sehr altertümlich und erinnern in vielem an die Gehöfte der altnordischen Sagazeit. Die einzelnen Gebäude sind in Blockbau hergestellt und mit Torf gedeckt. Sie stehen in einer Reihe (an. »løn«) oder das alte Wohnhaus (und oft auch ein neues) bildet zusammen mit dem Speicher die »innhusi«, und die übrigen Wirtschaftsgebäude, die »uthusi«, wie Scheune, Kuh-, Pferde- und Schafstall stehen in einer Reihe unterhalb. Auch eine Mühle gehört zum Gehöft und manche Bauernhöfe besitzen zwei Speicher oder neben dem gewöhnlichen noch einen Pfostenspeicher (stolpehus). Die beiden Reihen der Wirtschafts- und Wohngebäude können auch einen Winkel zueinander bilden. Es sind auch Berichte und Zeichnungen von einem gedeckten Gang (»drombe«) erhalten, der von dem Wohnhaus in das erste Stockwerk des tiefer gelegenen Speichers führte. Ähnliche Bauten sind aus der Wikingerzeit, dem späteren Mittelalter bekannt und finden sich noch heute in Rumänien. Heilige Räume (»tusse« oder »vettetre«) gab es bei jedem Gehöft, und zwar meist auf den alten Grabhügeln oder in ihrer Nähe, so daß die »tusser« oder »vetter« als die Seelen der Vorfäter zu betrachten sind, denen beim Buttern und Bierbrauen geopfert wurde. Es sind meist Birken, Föhren oder Eichen, auch eine Eberesche wird unter diesen Bäumen genannt.

Die alten Wohnhäuser enthalten drei Räume: Vorhaus, Stube und Kammer. An der einen Langseite des Hauses läuft eine Laube. Vom Vorhaus gelangt man durch eine niedrige Tür in die Wohnstube, die bis unters Dach offen ist und dem Typus der alten Rauchstube angehört. In der Mitte auf dem Boden ist der offene Herd errichtet und im Dach darüber befindet sich eine Öffnung für den Rauchabzug, die auch dem Licht Zutritt gestattet (»ljore«). Von einem Balken, der in der Wand befestigt ist, hängt an einer Kette der Kessel über dem Feuer. Am Ende dieses Balkens ist ein Pferdekopfgeschnitz. Solche Zieraten sind auch an der Feuerstelle im niedersächsischen Bauernhaus angebracht und in Süddeutschland und Österreich verwendete man die Feuerösser zum Auflegen der Holzscheiter in die Glut. Der Herd war immer eine geheiligte Stätte und dem Herdfeuer wurden Opfer gebracht, so daß hier alte heidnische Überlieferung zugrunde liegen dürfte. Entlang den Wänden laufen Bänke, die früher mit Erde gefüllt waren, um die Wärme besser zu halten. Schwere, starke Tische, Stühle, Truhen, eingebaute Schränke und Betten vervollständigen die Einrichtung. Am oberen Ende des Tisches steht der Hochsitz (»høgsäte«), der dem Bauer gebührt. Man findet auch die »kubbestolar« vertreten, die massiv aus einem Stamm geschnitzt sind. Die Wohnhäuser und ihre Einrichtung lassen sich bis ins 17. Jahrhundert zurückdatieren, sind aber typologisch viel älter. Jetzt werden die alten Rauchstuben nur mehr im Sommer zum Aufenthalt benützt, sonst wird darin gebacken, gebraut, geschlachtet und gewaschen. Die älteste erhaltene norwegische Rauchstube ist die »Raulandstøge« aus Numedal aus dem 13. Jahrhundert. Von 1700 an wurden neue Wohnhäuser gebaut, aber es dauerte anderthalb Jahrhunderte, bis sie sich durchsetzten. Oft wurde auch ein

Kompromiß geschlossen und die neue Wohnstube mit der alten zusammengebaut oder die alte Stube mit Fenstern und einem »peis«, einer Art Kamin mit Schornstein, ausgestattet. Am häufigsten wurde die neue Wohnstube an die alte angebaut, auf beide ein Stockwerk aufgesetzt und die Lauben weggenommen, so daß das Wohnhaus von Setesdal heute als ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude erscheint, das unten das Vorhaus, zwei Stuben und Kammern enthält und oben drei Bodenräume und Kammern. Die Möbel in der neuen Stube sind leichter, weniger massiv und weisen Spuren des Renaissance-, Barock- und Empirestils auf.

Die Speicher zeigen eine eigenartige Bauart und stehen entweder neben dem Wohnhaus oder für sich allein. Durch den wohlverwahrten Eingang und durch Schießscharten waren sie leicht zu verteidigen. Das Gebäude ist zum Schutz gegen die Mäuse auf Ecksteinen errichtet, die in die Erde gegraben sind. Es gibt neben zweigeschossigen auch dreigeschossige Speicher. Um das obere Stockwerk führt ein offener oder gedeckter vorkragender Gang, der dem Gebäude ein eigenartiges Aussehen verleiht. Im Untergeschoß verwahrt der Bauer seine Lebensmittel, im Oberstock seine Kleider und sonstige Wertgegenstände. Auch Betten finden sich darin, in denen Gäste schlafen konnten. Diese Speicher entsprechen ganz dem an »búr« oder »skemma«, die demselben Zwecke dienten. Auch diese waren zweigeschossig, mit dem gedeckten Umgang und einer Stiege versehen. Ein Zusammenhang mit ähnlichen Speicherbauten in der Schweiz besteht nach Midttuns Ansicht nicht, eher denkt er an die hölzernen Bergfriede des Mittelalters.

Der Pfostenspeicher (»stolpehus«) ist auf Pfosten errichtet, so daß die Mäuse abgehalten werden, aber die frische Luft zu den darin verwahrten Lebensmitteln Zutritt hat. Er besitzt aber kein vorkragendes Obergeschoß, so daß er nicht das charakteristische Aussehen des »loft« besitzt. Oft ist eine Laube vorhanden. Wahrscheinlich entspricht der Pfostenspeicher dem an »stokkabúr«.

Die kleine Badestube steht wegen der Feuergefahr weit entfernt von den übrigen Gebäuden. In ihr finden wir eine der ältesten Ofenformen, den Rauchofen. Den Boden desselben bilden große flache Steine, als Wände werden viereckige Steine aufgeschichtet und oben so übereinander gelegt, daß sie ein kleines Dach bilden. Rund herum und darüber werden noch so viele Steine geschichtet, als Platz haben, und diese halten später die Wärme fest. Kalk oder Mörtel werden nicht verwendet, so daß der Rauch durch die Fugen hindurchziehen kann. An den Wänden sind Bänke angebracht, auf denen das Getreide getrocknet wird; auch zum Backen wird der Ofen verwendet. Aber ursprünglich diente er als Badeofen, zur Erzeugung eines Dampfbades. Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts war es üblich, jeden Samstag ein solches Bad zu nehmen, aber zu Beginn des 18. Jahrhunderts starb der Brauch aus, wahrscheinlich unter dem Druck derselben religiösen Bewegung, die auch viele andere alte Sitten und Bräuche vernichtete. Schon in an Zeit finden wir die »badstofa«, die sicherlich der jetzigen ganz ähnlich war.

(Schluß folgt.)

Das alte Ischler Weihnachtsspiel.

Von Dr. phil. Heinrich Prochaska.

Die Glanzzeit des Ischler Weihnachtsspieles fällt in die Amtstätigkeit des Pfarrers Ferdinand Auböck (1861—1869), der seinen Ischler Pfarrkindern zeigen wollte, daß er für die Aufführung eines heimischen Spieles keine Kosten scheuen wolle. Monate vor den Aufführungen wurden in einer großen Schneiderwerkstätte im Pfarrhof für 100 Teilnehmer die prächtigsten Kostüme gefertigt. Michael Ridler, der fleißige Chronist des Badeortes Ischl, berichtet hierüber im Jahre 1864 in seiner Chronik des landesfürstlichen Marktes Ischl: »Der Eindruck, welchen dieses Spiel unter den Zuschauern hervorrief, war ein so überwältigender, daß es von Weihnachten bis Lichtmeß vierzehnmal hintereinander gegeben werden mußte.« Der Anschaffungspreis der herrlichen Ausstattung, die im Jahre 1864 Bademeister Michael Gschwandtner bewerkstelligte, belief sich auf 1600 Gulden K.-M., eine sehr bedeutende Summe für die damalige Kaufkraft des Geldes. Was das Spiel selbst anbelangt, so dürfte es den sprachlichen Wendungen zufolge aus dem 17. Jahrhundert stammen. Ich vermute jedoch, daß ein Ebenseer Hirtenspiel, welches im Jahre 1812 von Salinenarbeitern dort aufgeführt wurde und in den Jahren 1834 und 1835 im Hause eines Josef Auer mit seinen und seiner Nachbarn Leuten in zwei Jahren zehnmal gegeben wurde, in enger Verbindung mit dem Ischler Spiele stehe, welches vielleicht ebenso wie die zahlreichen Hirtenlieder von Ebensee nach Ischl einwanderte. Es ist anzunehmen, daß das Ebensee-Spiel aus einer szenischen Darstellung mehrerer Krippenlieder im Laufe der Zeiten hervorgegangen ist. Heute haben wir sowohl vom Ebenseer als auch vom Ischler Spiel nur mehr Abschriften in Händen. Die szenische Reihenfolge in beiden ist fast die gleiche, nur fehlt in der von Ebensee die Anbetung der heiligen drei Könige, welche in Ischl dann in den Jahren 1864 bis 1865 von dem damaligen Ischler Kooperator Reidinger, einem fruchtbaren oberösterreichischen Dialektdichter, und dem Statthaltereirat Kenner angefügt wurde. Leider ist die ursprüngliche Handschrift des Ischler Spieles verloren gegangen samt den Originalkostümen, welche nach Salzburg in späteren Jahren verliehen und von dort nicht mehr zurückerstattet wurden. Der Anfang des Spieles »Die Prophezeiung« ist völlig verloren gegangen und der jetzige Kooperator Franz Achleitner, der die Seele der Wiederaufführungen im Winter 1922 und 1923 war, mußte denselben aus der Dichtung des oben erwähnten Kooperators Reidinger rekonstruieren.

Das Hauptverdienst der aufs zahlreichste besuchten Wiederaufführungen in den Jahren 1922 und 1923 gebührt Kooperator Achleitner und Färber Wild, welcher letzterer auf gelungene Weise die Inszenierung besorgte. Der große Erfolg, den das Ischler Spiel während der letzten zwei Jahre oben zu verzeichnen hatte, soll dieses heuer im Herbst zur Drucklegung bringen, und falls es die Dialektschwierigkeiten gestatten, wird es die Kunststelle für christliche Volksbildung unter Leitung des Herrn Hans Brecka-Stiftegger auf ähnliche Weise wie das Klosterneuburger Osterspiel im kommenden Winter im Großen Musikvereinsaal zur Aufführung bringen. Die Drucklegung des Spieles wird nach einer wortgetreuen Abschrift des alten Ischler Weihnachtsspieles erfolgen, die aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammt und im

verflossenen Jahre im Besitze eines Herrn Stephan Graser in Steinfeld bei Ischl gefunden wurde. Sowohl Drucklegung wie auch Aufführung des höchst originellen Spieles werden doppelt erwünscht sein, da gerade das Salzkammergut sehr arm an Krippenspielen ist im Gegensatz zu dem großen Schatz an stimmungsvollen Hirtenliedern, die Lehrer Ferdinand Schuller kurz vor seinem tragischen Tode auf den Eisfeldern des Dachsteins als »Hirtenlieder aus Ebensee« veröffentlicht hat.

Über ein im Jahre 1922 in Wien erfolgtes Zigeunerbegräbnis.

Mitgeteilt von Mizzi Haberlandt, Wien.

Im Mai 1922 verstarb in Wien XIX ein junger, etwa zwanzigjähriger Bursche aus einer dort ansässigen Zigeunerfamilie. Bemerkenswerterweise wurden beim Begräbnis herkömmliche Gepflogenheiten auch in der großstädtischen Umwelt beibehalten. Der Tote wurde mit seinem neuesten (schwarzen) Anzug und neuen schwarzen Lackschuhen in den Sarg gelegt und bekam auch Ring sowie goldene Uhr mit Kette mit. Neben sich hatte er eine Peitsche liegen. Als Beigaben waren auch Lebensmittel beigefügt, und zwar eine ganze gebratene Gans, eine Flasche Wein, Brot, Orangen und Äpfel. Ein Totenschmaus fand beim Begräbnis nicht statt, es herrschte tiefste Trauer. So lange der Schwerkranke noch im Hause ist, findet nach Aussage der Angehörigen bei solchen Gelegenheiten jedoch ein Gelage statt, bei dem sich die Leute sinnlos betrinken.

Literatur der Volkskunde.

Dr. A. Laßmann: Deutsche Volksfeste. Ein Beitrag zum neuen Feststil. (Führer für Volksbildner, herausgegeben vom Österr. Volksbildungsamt, Heft 9.) Wien 1923. Österr. Schulbücherverlag.

Von berufenster Seite wird in dieser schönen Schrift über Wesen und Art unserer alten Familien-, Gemeinde- und Volksfeste, die freilich schon im Absterben begriffen sind, und über die Möglichkeit ihrer Wiederbelebung und Erneuerung gehandelt. Sehr richtig wird die Jugend als die Trägerin aller volksmäßigen Festübung erfaßt; ihr wird auch die schöpferische Rolle bei der Wiedererwerbung aller völkischen Festform zufallen. Das wichtigste einschlägige Schrifttum ist überall herangezogen.

Vandans. Eine Heimatkunde aus dem Tale Montafon in Vorarlberg. Verfaßt von Schulrat Prof. Hans Barbisch unter Mitarbeit von Dr. Adolf Helbok (Ortsgeschichte) und Dr. Leo Jutz (Mundart). Herausgegeben vom Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz mit Unterstützung des Museums für Volkskunde in Wien, 1922. Universitäts-Buchhandlung Wagner, Innsbruck. 4°. XV und 379 S mit 95 Abbildungen.

Eine ganz eigenartige Leistung und eine ganz einzigartige Veröffentlichung ist es, die in diesem Prachtwerk vor uns liegt. Es ist die Lebensarbeit eines für seine Heimat und sein Volkstum begeisterten Fachmannes, die mit liebevollster Versenkung in jede Einzelheit, aus vieljähriger Vertrautheit mit Volksleben und Sprache, Sitten und Bräuchen des Montafon zustande gebracht worden ist. Die Heimatkunde eines Dorfes, Vandans, wurde hier zur Volkskunde des Montafon. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis belehrt über den überreichen Inhalt des Dargestellten. In den ersten zwei Abschnitten werden Landschaft, Dorfbild und die Geschichte des Dorfes behandelt, wobei Dr. Helbok seine wertvolle Mitarbeit geliehen hat; von da ab erweitert sich die Darstellung eigentlich zu einer Volkskunde des Montafon, indem der Reihe nach die Bauernarbeit, die wichtigen Ereignisse im Leben des Einzelmenschen und der Familie und Sitten wie Bräuche des Dorflebens dargestellt werden. Außerordentlich schöne Abbildungen beleben diese lebensvollen, genauen und überall mit den einschlägigen mundartlichen Ausdrücken belegten Schilderungen. Endlich folgt im sechsten Abschnitt eine Darstellung der Mundart, die von Dr. Leo Jutz bearbeitet wurde, und im siebenten Abschnitt eine reiche Stoffsammlung der geistigen Überlieferungen, das mühsame Ergebnis vieljähriger Sammeltätigkeit im Volke selbst. Das gesamte Werk ist ein Ehren Denkmal der Heimatliebe, das sich der Verfasser und seine Mitarbeiter, das Bregenzer Landesmuseum als Herausgeber, die Verlagsbuchhandlung Wagner errichtet haben. Es wird und darf in keinem gebildeten Hause Vorarlbergs fehlen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

N. Krebs: Zur Anthropogeographie der Balkanhalbinsel. Geogr. Zeitschr. 1921. 27. Bd., S. 120—126. S. A.

— Die anthropogeographischen Räume der Balkanhalbinsel. (Bibliothek geographischer Handbücher, Festband für Albrecht Penck. Stuttgart 1918.) S. A.

— Beiträge zur Geographie Serbiens und Rasciens. Ergebnisse zweier Studienreisen. Stuttgart 1922.

Mit dem 1918 erschienenen Werke »La Péninsule Balkanique« von J. Cvijić ist auch dem westeuropäischen Leser die Möglichkeit geboten worden, die reiche, vom Verfasser und unter seiner Leitung geleistete Forschungsarbeit der Serben auf volkskundlichem Gebiete kennen zu lernen; die vorliegende Besprechung des Buches von N. Krebs weist den Vorzug eigener Anschauung und schöpferischen Geistes des Kritikers auf, weshalb hier ausdrücklich auf sie hingewiesen sei. Ref. möchte manche Bedenken, die Krebs äußert, sich gleichfalls zu eigen machen, so betreffs der völkerpsychologischen Charakteristiken, für deren Unsicherheit das Fehlen jedweder anthropologischer Erwägungen über Stamm und Art der Bevölkerung mindestens ebenso ins Gewicht fällt wie die kleineren Fluktuationen, die Cv. als Fehlerquelle gleichfalls betont. Auch der politische Gegensatz slawisch-albanisch kommt der Erkenntnis der dinarisch-illyrischen Überlieferungen nach Rasse und Kultur nicht zugute, von der Stammesgeschichte ganz zu schweigen. Man vergleiche etwa, was C. Jireček, Österr. Monatsschr. f. d. Orient, Bd. 40, S. 17, über das Albanertum, albanische Ortsnamen, d. h. über die alte illyrische Völkermasse von der Herzegowina bis Skodra und zur Metoja sagt,

mit den keineswegs in diese Tiefe gehenden Erwägungen von J. Cvijić, dessen Ausführungen über die materielle Seite des Siedlungswesens auf breiter Basis aufgebaut andererseits zum Besten gehören, was für europäische Verhältnisse bisher geleistet wurde, an Zuverlässigkeit der Methode und Gründlichkeit jedenfalls alles andere übertreffen.

In knapperer, mustergiltig klarer und darum überaus einprägsamer Darstellung schildert N. Krebs die anthropogeographischen Räume der Balkanhalbinsel in der Penck-Festschrift. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man meint, daß damit ein Ausschnitt der Länderkunde Europas gegeben ist, wie sie anders nicht sein soll und kann.

Mit der Kraft des unmittelbar Geschauten und wissenden Sinnes Erlebten ausgestattet sehen wir die Veröffentlichung desselben Verfassers über seine während des Krieges durchgeführten Reisen in bisher wenig bekannten Gebieten Serbiens und Rasciens.

Die besondere Einstellung des Verfassers für die systematische Betrachtung eines Landschaftsgebietes bewährt sich hier als glücklicher Wegweiser für die nachschaffende Phantasie des Lesers, so daß damit mit einem Male diese Sonderstrecken in den Kreis des Bekannten und Wohlvertrauten gerückt werden. Jeder morphologischen Landschaftsschilderung ist auch eine volkskundlich sehr belehrende anthropogeographische Übersicht angeschlossen, so Landschaft und Besiedlung Nordserbiens, eine kürzere Anthropogeographie des Rasinagebietes, Kulturen und Siedlungen der westlichen Morawa, des serbischen Berglandes, Rasciens ethnische und kulturelle Eigenart. Der Volksforscher findet zudem eine reiche Zahl lebendiger Beobachtungen über diese Hochlandschaften und andere Gebiete; in die Reiseschilderung eingestreut. Karten und zahlreiche, den gleichen geistigen Gehalt offenbarende vorzügliche Landschaftsaufnahmen runden das auch die einschlägige Literatur verarbeitende Buch ab, dessen Wert die lange Verzögerung der Veröffentlichung in keiner Weise zu schmälern vermochte.

Dr. Arthur Haberlandt.

F. Seiner: Die Gliederung der albanischen Stämme. Graz 1922. Selbstverlag des Verfassers.

Wenn schon mangelnde objektiv wissenschaftliche Einsicht, wie oben angedeutet, unsere ethnographischen Kenntnisse vom alten Illyrien und Rascien nicht einwandfrei gestalten lassen, so legt Fr. Seiner den Finger in den Vorbemerkungen zu seiner Arbeit auf die betrüblichste aller Fehlerquellen, die Verdunkelung der Wissenschaft durch andere Absichten. Das aus dem Bezirk Berat gewonnene Ergebnis der 1918 in Albanien veranstalteten Volkszählung wird in der mehr und Verdienstlicheres, als ihr Umfang ahnen läßt, bietenden Schrift deshalb vermißt, weil es zum größten Teil absichtlich vernichtet wurde, während die vom Bezirkskommando Zhuri angestellten und in Skodra auch eingelangten Erhebungen — das östliche albanische Grenzgebiet betreffend — im gleichen Zusammenhang spurlos verschwand. Sapienti sat. »Immerhin bildet«, wie der Verf. sagt, »die vorliegende Arbeit die erste Feststellung der Gliederung der albanischen Stämme auf Grund verlässlichen Ziffernmaterials und sorgfältiger Erhebungen, wobei auch die rein statistischen Ergebnisse der Zählung geboten werden.« Sehr wertvoll sind volkskundlich

die genauen Angaben über die derzeitigen Zustände der gesellschaftlichen Ordnung.

F. Seiner unterscheidet die Fis als exogamen Verwandtschaftsverband, der seine Abkunft auf einen weit entfernten Stammvater zurückführt, vom Stamm, der ebenso mehrere Fis umfassen kann, wie eine Fis in mehreren Stämmen vertreten sein mag. Meist aber gehören sämtliche Mitglieder eines Stammes zu einer einzigen Fis. Ganz lehrreich ist es, zu sehen, wie Abstammung von berühmten Männern die Auslegung der Verwandtschaft zu beeinflussen vermag.

Mehrere Stämme bilden einen Gau, die Mirdita durch Verträge und ordentliche Gaugesetze fest miteinander verbunden mit einem Kapetan, die Kelmendi und Zhuba nur in der Außenpolitik vereint.

Sehr bemerkenswert ist, was S. betreffs der gjelmisija, das ist Jungmannschaft, sagt, des Verbandes der Oppositionellen. Der Name und die Tatsache, daß die Würde des Vorstehers dieser Gruppe ebenfalls erblich ist, sie gegebenenfalls sogar die Würdenträger der Gemeinde verdrängt, scheint sich nicht als bloße Verfallserscheinung oder Zug zur Demokratie deuten zu lassen, vielmehr werden wir an ein Fortbestehen oder abgewandeltes Wiederaufleben der ja auch sonst in Europa vorhandenen Jungmannschaften als Altersklassenverband gemahnt. Freilich liegt in der landläufigen Menschlichkeit Europas dieser Gehalt nicht so ethnologisch klar zutage, besser gesagt, wir zwingen uns da weniger zum ethnologischen Schematisieren, dessen Übertriebenheit mancher Kulturtheoretiker am europäischen Volkstum richtigzustellen gütigte. Im gleichen vorsichtigen Sinne wird man die zunehmende Entwicklung der Kelmendi zu Wanderhirten mit Winter- und Sommerquartieren in verhältnismäßig später Zeit als ein Wiederaufleben altbezeugter Lebensformen bezeichnen dürfen.

Dr. Arthur Haberlandt.

Unsere liebe Frau in Österreich. Eingeleitet und herausgegeben von Franz Strunz. Amalthea-Verlag, Wien 1922.

Das mit besonderer Liebe zusammengestellte Büchlein gibt eine Auswahl aus den reichen marianischen Legenden und Sagenstoffen Österreichs und seiner Nachbarländer, wozu die bekannte ältere Kaltenbaecksche Sammlung die Grundlage abgegeben hat. Eine Anzahl schöner Stiche, zumeist nach Bildern Albrecht Dürers, schmückt den Band. Eine gehaltvolle Einleitung belehrt über die Geschichte der Marienverehrung.

Hubert Wilm: Mittelalterliche Plastik im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Holbein-Verlag, München 1922. Mit 112 Bildtafeln.

Dies kunstgeschichtliche Bilderbuch, das sich auf die reichste und bedeutendste Sammlung mittelalterlicher deutscher Plastik, über die Deutschland verfügt, stützt, wendet sich an ein möglichst großes, für deutsche Kunst interessiertes Publikum.

Tiroler Helmat. Beiträge zu ihrer Kenntnis und Wertung. Heft III/IV. Mit einem Titelbild von Architekt Holzmeister. Großoktav. 91 S.

Pflege der Heimatkunde ist ein hervorstechender und begrüßenswerter Zug unserer Zeit und für die Vertiefung des Heimatgefühles unerläßlich. In Tirol finden diese heimatkundlichen Bestrebungen berechneten Ausdruck durch »Tiroler Heimat«, von der nunmehr ein neues, und zwar Doppelheft (III/IV) erschienen ist. Die Methode, die bei voller Sachkenntnis auf leicht verständliche und anregende Darstellung besonderes Gewicht legt, sowie die geschickte Wahl der Stoffgebiete ist mustergiltig. Die erste Abhandlung »Land und Leute von Tirol im Werden des eigenen Bewußtseins und im Urteil von älteren Zeitgenossen« von Staatsarchivar Dr. Stolz läßt die Eigenart dieses Volkes in nationaler, kultureller und religiöser Beziehung stark hervortreten und wirkt um so mehr, als durchwegs historische Zeugnisse zu Worte kommen. Interessant ist dabei eine Warnung vor Frankreich aus dem Jahre 1674, die ein grelles Licht auf die Gegenwart wirft. Prof. Heubergers Arbeit »Die Bevölkerung Tirols im Wandel der Geschichte« erweist in ausnehmend übersichtlicher Darstellung den durch und durch deutschen Charakter der Bevölkerung Deutschsüdtirols. Prof. Dr. Voltolini veröffentlicht den letzten Brief Andreas Hofers, ein bisher so ziemlich unbekannt gebliebenes Dokument, das den Charakter des gefeierten Helden, seine Liebe zu Heimat und Volk wie kein zweites zeigt. Prof. Wopfners Aufsatz »Beobachtungen über den Rückgang der Siedlung« gibt lehrreiche Aufschlüsse über die treibenden Kräfte in der Veränderung der Siedlungen und ladet zu selbständiger Beobachtung ein. Von besonderem Wert ist das am Schlusse angefügte Merkblatt zu heimatkundlichen Beobachtungen, das besonders Lehrpersonen gute Dienste leisten wird und die Unterlage für das geplante Werk über Tiroler Heimatkunde bietet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Heft die heimatkundlichen Bestrebungen in besonderer Weise fördert und freundliche Aufnahme in und außerhalb des Landes Tirol finden wird.

Zur Beachtung! Die früheren Jahrgänge der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (I, IV, VII, X^{II}, XIV, XXI/XXII, XXIV sind vergriffen) kosten für österreichische und reichsdeutsche Mitglieder je 30.000 K, für das sonstige Ausland je 5 Schweizer Francs. — Die Ergänzungshefte, beziehungsweise -Bände (I, III, IV, VI sind vergriffen) kosten: II und V 12.000 K, VII—XIII je 32.000 K, XIV 50.000 K, für das Ausland entsprechend 2, 5, 10 Schweizer Francs. — Sonderabdrucke aus der Zeitschrift: »Werke der Volkskunst«, I—III: Prof. Dr. M. Haberlandt: Die Arbeiten des Schnitzers J. Kieninger 25.000 K, J. Strzygowski: Ein Werk der Volkskunst 10.000 K, Dr. Ubell: Der Fund von Schwanenstadt 20.000 K, A. Walcher: Der Renaissance-Fund von Schwanenstadt 25.000 K, Dr. A. Haberlandt: Die Holzschnitzerei von Gröden 50.000 K, Prof. Donat: Handgezeichnete Webebücher aus Tirol 25.000 K. — Alle Preise freibleibend. — Bestellungen und Vorauszahlungen an die Vereinskasse.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
VIII. Laudongasse 17
mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.
Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

28. Jahrgang 1923.

Schluß-Heft 6.

Ortsnamenforschung und Volkskunde.

Von Oberlehrer Leopold Höfer, Wien.

In dem Werke »Das Land ob der Enns, Eine altbayrische Landschaft in den Namen ihrer Siedlungen, Berge, Flüsse und Seen.« Oldenburg-München 1922 sagt Dr. Konrad Schiffmann (Seite 189) über die eindringliche Untersuchung von Lehnwörtern, daß sie Sache einer wissenschaftlichen Volkskunde ist. Von einem anderen Gebiet, das bisher als Arbeitsfeld der Volkskunde galt, scheint der Verfasser dies nicht zu glauben, denn er zieht weder eine Zeitschrift noch ein Werk der Volkskunde zur Nachprüfung seiner Schlüsse heran, daß die Namen der Kirchenpatrone für alte Volkszugehörigkeit entscheidend seien.

Zur Unterstützung, zuweilen als Ersatz philologischer Theorien, zieht Verfasser folgende Kirchenpatrone heran: Agatha (S. 222) das Patrozinium weist aufs Windische. — Gilgen (S. 212), slawisches Patrozinium. — Florian (S. 11) soll nicht aus Oberösterreich stammen, sondern ein slawischer Heiliger sein. — Koloman und Maximilian (S. 224) sind steirischer Kultherkunft, also slawisch (Steiermark und Niederösterreich sind nach Herrn Dr. Schiffmann germanisierte Länder!) — daher sind Altenhof und Grieskirchen wegen ihrer Kirchen ursprünglich slawisches Gebiet. — Pankraz (S. 218) gehört den Winden an wie Radegund (S. 213) und St. Veit (S. 234). Auch St. Petrus (S. 225) und St. Ulrich (S. 224) sind steirisch und Kronzeugen für das Slawentum, letzterer als beliebtes windisches Patrozinium (S. 219). Ein kleiner Rundgang durch dies Gebiet der Volkskunde soll dartun, ob solche Schlüsse berechtigt sind.

Am Tage der heiligen Agatha schleicht nach Yermoloff (Landwirtschaftlicher Volkskalender 69) der Kuhtod durch die russischen Dörfer, wogegen nur geweihtes Brot hilft, das auch Feuersbrünste stillt, just wie in Bayern, der Oberpfalz, Thüringen und Baden (Wuttke, Deutscher Volksaberglaube 430); in Bayern ist es nach Bronner (Von deutscher Sitte und Art) Eingewöhnbrot für das Vieh. Das Agathenbrot bringt in Kärnten dem Flachs Gedeihen; sein Verschimmeln zeigt den Tod des Besitzers an (Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild 103). Gegen Verzauberung, Blitzschlag und Abwalgen von der Alm schützt es auch!

Dr. Max Höfler (Die Gebildbrote der Faschingszeit etc., Wien 1908, Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde) bringt Seite 16 ff. reichen Stoff über die der Bona Dea nachgebildete gute Getreidegöttin, deren Brote in England, der deutschen und französischen Schweiz, im bayrischen Isartal und in Schwaben Gesundheit, reiche Ernte, Lösung von Verzauberung, Auffinden von Ertrunkenen und Feuerlöschen bewirken. Während ich weder für Tschechen noch Slowenen besondere Nachrichten finden kann, ist in der Schweiz der Tag wirtschaftsbestimmend und in Frankreich ein großer Lostag. (Wander, Sprichwörterlexikon.) In Steiermark ist die Heilige nach Unger-Khull (Steirischer Wortschatz) Patronin für die Brust; in der Wiener Diözese sind nach den Blättern des Vereines für Landeskunde 1893, S. 5, nur in Hausleiten und Pyrawarth alte Agathenkirchen, dagegen in Südbayern viel Ortsnamen mit Agathe, deren Name in Klosterkalendern zweimal als gebotener Feiertag verzeichnet ist. Nork (Der Festkalender, Stuttgart 1847, 152 ff.) hält sie für die christianisierte Ceres, die Catanea gegen Ätnausbrüche schützt Wolf (Beiträge z. D. M. II, 90) findet, daß sie auf keine deutsche oder slawische Göttin zurückweist; jedenfalls erklärt der griechisch-süditalische Ursprung ihre Stellung bei Russen, Deutschen, Engländern und Franzosen.

Wenn St. Gilgen auf slawischen Ursprung deutet, greift das tief ins Volksleben, denn nach Baumgarten (Aus der volksm. Überlieferung d. Heimat, Linz 1864, S. 52) hat Oberösterreich (ohne die unter Josef II. abgebrochenen) vierzehn durchaus alte Kirchen. Die Russen feiern an seinem Tag den Simon Stylites, und Yermoloff (a. a. O.) wundert sich, wie der Tag trotz der verschiedenen Patrone Russen und Deutschen hochbedeutsam gilt. Griechisch soll der Name nach der Ägys des Zeus »Der Beschildete« bedeuten. Es wäre viel von seiner Bedeutung für die Deutschen zu erzählen, wo er zu den bekanntesten der vierzehn Nothelfer zählt, wo sein Tag (Wander, a. a. O.) in Trier, Kreuznach, Deutschböhmen und Bremen als Lostag bezeugt ist; um St. Gillis geht Kaiser Karl ins Winterquartier — Zeugnisse für ähnliche Bedeutsamkeit in slawischen Gegenden müßte Herr Dr. Schiffmann bebringen.

Daß Florians Verehrung slawischen Ursprunges sei, wird vor allem aus sprachlichen Gründen erschlossen, weil eine Form Fluran fehlt; mit »Flurl« könnte ich dienen... Diesmal ist die slawische Verehrung besonders gut bezeugt: Die Wenden des Eisenburger Komitats hegen ihn oft an der Dachstirnseite (Österreichisch-ungarische Monarchie, Ungarn IV, 263), der Florianiberg bei Bisenz in Mähren ist ein Schatzberg (Österreichisch-ungarische Monarchie, Mähren 167). Bei den Slowenen ist er mehr gefürchtet als beliebt: Heiterer Himmel am Florianitag bedeutet viele Brände, Regen bedeutet Dürre. (Zeitschrift des Vereines f. österr. Volkskunde, IV, 145, W. Urbas.) Strigl sagt in seiner Ausgabe der Werke P. Abrahams a Santa Clara (I, 90), daß auf König Kasimirs Bitte Papst Lucius Reliquien des Heiligen um 1138 nach Krakau schickte, das spräche für Schiffmanns Hypothese, ebenso daß im Triester Gebiet zu des Heiligen Ehren eine Abendglocke geläutet wird. (Österreichisch-ungarische Monarchie, Küstenland.) Diesen Zeugnissen steht gegenüber, daß Florian in Einsiedeln noch mehr gefeiert wird als in Polen, daß in einzelnen Orten Vorarlbergs schier jedes Haus ein Florianbild trägt; der Name kommt im Spruch der Holzsammler fürs Sonn-

wendfeuer in Oberbayern und Nordtirol vor. (Wander, a. a. O. unter Veit.) Es feiern ihn Schmiede und Feuerarbeiter in Salzburg (Österreichisch-ungarische Monarchie, Salzburg 444) und vielfach ließ man in Oberösterreich am Vorabend das Feuer ausgehen und entzündete es erst mittags mit Spänen vom Osterfeuer. (Pfarrer Winkler, Beitr. z. L. u. V. d. ob. Mühlviertels, 1912.) Züge, denen im slawischen Volksglauben nichts zu entsprechen scheint; die paar windischen Kirchen wollen dagegen wohl nicht viel besagen!

K o l o m a n wird nach einem Zitat Bronners (a. a. O. 357) aus Panzer bei Ingolstadt an Stelle Florians angerufen: »Heiliger Koloman, zünd' unser Haus nicht an!«

Sein Wettersegen ist nach Unger-Khull (St. Wortschatz) in Steiermark weit verbreitet, in Bayern ist er nach Andree (Votive und Weihgaben, 46) ein hochangesehener Helfer fürs Vieh, und dieses Ansehen gilt durch Schwaben, Salzburg, Oberösterreich, Niederösterreich und im Heanzeland. Nach Baumgarten (a. a. O. 69) verdrängt er in einem Kremsmünster Martyrologium einmal den M a x i m i l i a n, den Bischof und Märtyrer von Lorch († 284), dessen Leib in Passau ruht und dessen Name im bayrischen Fürstenhaus so beliebt war.

Trotzdem steht in der dritten Ausgabe: »Die deutschen Personennamen« (Aus Natur und Geisteswelt, Teubner, 1920) der von A. Böhnisch vorgebrachte alte Unsinn, Friedrich IV. habe den Namen seines Sohnes aus Maximus und Ämilianus gebildet! (Arme Volkskunde!)

M a x ist bei den Slawen wohl ganz und gar nicht volkstümlich; nach Deppisch (Geschichte der heiligen Colomanni, Wien 1743) drang der Ruhm des schottischen (irischen?) Königssohnes K o l o m a n von Stockerau über Melk nach Bayern, Schwaben, Franken, ja wohl gar Sachsen, und die Ungarn erpreßten unter Stephan dem Heiligen seinen Leichnam, der ihnen aber nur Unglück brachte, weshalb sie ihn schleunigst zurückgaben; von einer besonderen Verehrung bei den Slawen weiß der Lobredner nichts.

Daß S t. O s w a l d (S. 242), ein Pfarrdorf, wegen mehrfach in Steiermark vorkommender Patrozinien unter die s l a w i s c h e n Siedlungen geriet, ist seltsam bei einem Heiligen, der nach Panzer (241) in Bayern wie ein Erntegott verehrt wurde, der bei Wander (a. a. O.) so viel Züge Wotans trägt, dessen Tag der Samsonumzug in Steiermark verherrlicht..

Aber P a n k r a z ist wohl ein Liebling der Winden: Drei Orte in Steiermark tragen seinen Namen. Und ich spende noch zwei in Böhmen, einen Ort und einen Berg in Tirol und gebe zu, daß die Russen ihn wie einen Hauptheiligen zweimal feiern; Eismann ist er bei Franzosen und Deutschen, auch in der S c h w e i z gilt er als gestrenger Mann, also wieder schön international, wie es sich für einen alten Heiligen ziemt, der unter Diokletian enthauptet wurde und dessen Tag in eine kritische Jahreszeit fällt, die des öfteren jede Hoffnung des Landmannes vernichtet.

S t. R a d e g u n d, mehrfach Pfarrdorf in Steiermark? (S. 213.) Meinen Sie die Dienstmagd oder die Königin? Letztere? Geboren 510 als Tochter des Thüringerkönigs Berthar, dann »zwangsweise« Frankenkönigin, hierauf Nonne, kernslawisch, so daß die großen slowenischen Wörterbücher nichts von ihr wissen; nach A. Baumgarten (a. a. O. 67) mit zwei Wölfen an der

Seite. Das eine steirische St. Radegund liegt übrigens nicht allzu weit weg vom steirischen Blocksberg...

Die bestbegründete Annahme slawischer Kultübertragung bietet anscheinend St. Veit. Daß er den Slawen ihren Sonnengott Swantewit ersetzte, wird von vielen Forschern angenommen, so von Lammert, der findet, daß im 18. Jahrhundert die Bauern von Regensburg dem heiligen Veit Hühner opferten, wie ihre Vorfahren vor tausend Jahren dem Swantewit. Im orthodoxen (griechischen) Kalender steht er unterm 15. Juni an zweiter Stelle nach dem Propheten Amos, doch Witterungs- und Saatregeln gehen unter seinem Namen. (Yermoloff a. a. O.) Bei den Slowenen hat er das wichtige Amt eines Viehpatrons (Z. d. V. f. österr. Volkskunde, IV, 145), die Slawen in Dalmatien haben Veitsfeuer an Stelle der Johannisfeuer (Österr.-ungar. Monarchie, 146), in den slowenischen Gegenden heißen zehn Orte nach ihm; aber noch viel mehr deutsche Orte tragen seinen Namen, seine Gebeine wurden 836 von Paris unter dem Jubel der Sachsen ins Kloster Corvey nach Westfalen gebracht. Im Riesengebirge wie in Nordtirol und Bayern (Bronner, a. a. O. 357) kommt der berühmteste Nothelfer im Holzsammelspruch fürs Sonnwendfeuer vor, in Böhmen sogar unter Todesdrohung (»er soll das nächste Jahr nicht erleben!«), Der Veitstanz war in ganz Europa bekannt, wenn auch vorzugsweise in den Niederlanden und am Rhein. Da überdies der Heilige in England und Italien sehr populär ist (Yermoloff, Wander, a. a. O.), beweist sein Patrozinium herzlich wenig.

Die schlimmste Entgleisung bei dem Auslauf ins Volkskundliche ist Herrn Dr. Schiffmann wohl bei Petrus und Ulrich geschehen: St. Peter, den Liebling aller Christenvölker, ganz besonders aber des deutschen Volkes, dem er vielfach bis in die kleinsten Züge ein Ebenbild Donars geworden ist, auch nur entfernt als Zeugen fürs *Slaventum* anrufen, ist ein schlimmes Stück. Daß (S. 214) Utzweih ein windisches Wort ist, gehört auf eine andere Tafel; Utzenrich (ebenda) ist zwar »ein deutsches Wort, doch deutet die Kurzform Utz auf steirischen Einfluß« und steht daher unter — den slawischen Ortsnamen. Der bayrische Nationalheilige, der neben Laurentius den Sieg von 955 zugeschrieben erhielt! Nach Nork (a. a. O. 476) wurden ihm in England Fische geopfert, nach Wolf (a. a. O. II, 106) ist bei Schöppner (I, 476) von einem Eichenstumpf die Rede, der stark der Irminsul gleichet; Baumgarten findet (a. a. O.) Beziehungen zu Donar und in Weigands Wörterbuch heißt er der deutsche Hauptheilige, der den Trunk segnet und die Verächter des Ehrentrunks straft.

Wer aber die aufschlußreichen Artikel unserer Zeitschrift über »Eiserne Opfertiere« durchliest (V, S. 70 ff., VII [1901], S. 57 ff., X 129 ff., 334 ff., XIII, 32, XVIII, 161), dazu in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 1899, S. 325 ff., die Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (XXIII, XXV, XXX) und endlich R. Andrees wertvolles Buch über Votivgaben und Weihgeschenke des katholischen Volkes in Süddeutschland, der findet: Ulrich, Veit und Koloman sind als *Quellenheilige* mit St. Wolfgang und Leonhard verbunden, durch Eisenopfertiere aber Ägydius (am Schwarzensee, Bez. Pottenstein, Andree, S. 89), Oswald und Florian (Andree, S. 89, 90), Vitus und Ulrich (Andree, 88, 89) und Valentin. (Bei Schiffmann

steht unter den slawischen Ortsnamen Valentinschaft!) Die Eisentiere (Andree, S. 86) gehen von Westungarn bis Schwaben und Elsaß bei leichtem Übergreifen in fränkisch-alemannische Gebiete, durch Steiermark, Kärnten, Südtirol und Deutschböhmen an der bayrischen Grenze. Krain scheint keine Eisentiere aufzuweisen und die Tschechen wußten (Andree, S. 93, nach Č. Zibrt »Das böhmische Bauernhaus auf der Jubiläumsausstellung in Prag«, 1896, S. 9) nur von einer eisernen Opferkuh zu berichten, im Gegensatz zu den hunderten, ja tausenden im deutschen Stammgebiet. Zwar wußte das Český Lid, III, 146, 413, zu berichten von 1748 aus der Poděbrader Herrschaft, daß 279 Stück eiserne Kühe gezählt wurden, aber unsere Zeitschrift wies (V, 70 und XVIII, 161) nach, daß unter diesen Ewiglasten der eisernen Kühe nur gegen Zins ausgeborgtes Bestandsvieh zu verstehen sei und die angeblichen eisernen »Rechtssymbole«, von denen nur zwei ausgewiesen wurden, wohl aus deutschen Gegenden stammen. (Die eine »eiserne Kuh« stammt aus dem Kirchensprengel Krems im Böhmerwald!) Durch das Opfer von Krötenformen hängen sachlich zusammen St. Veit, Leonhard und Rochus (in Südtirol hängen in den Leonhards- und Veitskirchen dafür Stachelkugeln, Andree 88). Durch althergebrachte Umritte hängen mit dem »bayrischen Herrgott« (Sepp), dem heiligen Leonhard Pankraz (Baumgarten, S. 25, Das Jahr und seine Tage) und Koluman zusammen. Andree (S. 45; Bayern, Salzburg, Ober- und Niederösterreich bis Ungarn) meldet, der Eisenklotz vor den Leonhardskirchen hieß »Kolumandel«, so daß auch ein volksetymologischer Zusammenhang besteht.

Trotz dieser schönen Zusammenhänge möchte ich vor weitgehenden Schlüssen warnen; daß aber Herrn Dr. Schiffmanns Schlüsse volkscundlich unberechtigt sind, halte ich für sicher, so lange nicht besondere Formen slawischen Kultbrauches und deren hohes Alter für die genannten Heiligen erwiesen sind.

Eine norwegische Gaubeschreibung.

Von Dr. Rosa Schömer, Wien.

(Schluß.)

Die Mühlen sind kleine, auf Steinpfeiler gestellte Häuschen, immer in der Nähe eines Baches, dessen Wasser in Holzrinnen zugelcitet wird. Eine Art einfacher Holzturbine setzt den Mahlgang in Bewegung (ähnlich wie bei den Krassovaner Löffelmühlen in Oberungarn). Die älteste erhaltene Mühle mit der Jahrzahl 1563 befindet sich jetzt im »Norsk Folkemuseum«.

Der Kuhstall zeigt im Innern zwei Reihen Stände an den Langwänden. Unter demselben Dach, durch eine Scheidewand getrennt, befindet sich das Kleinvieh. In der Mitte des Daches findet sich eine Lichtöffnung und früher stand darunter auch ein offener Herd. Jetzt ist meist eine Art Kamin in der Ecke bei der Abteilung für das Kleinvieh angebracht, auf dem der Trank für die Tiere zubereitet wird. Ober dem Kleinviehstall ist eine Art Bodenraum, der früher auch als Schlafstätte benützt wurde. Auch tagsüber hielten sich

die Bewohner im Winter im Kuhstall auf, da es hier warm war.¹⁾ Der Pferdestall steht meist für sich und ist gewöhnlich nur für 2 Pferde berechnet.

Die Scheune wird durch 2 Querwände in die Abteilungen für Korn und Heu und in die Dreschtenne eingeteilt. Die letztere ist gedielt und in jeder Seitenwand befindet sich eine Öffnung, durch die Korn und Heu an ihren Platz geworfen werden. In neuerer Zeit werden Kuhstall und Scheune zusammengebaut, die letztere ist zweigeschossig und mit einer Rampe versehen.

Auch eine Schmiede gehört zum Gehöft und auf den Almen liegen die Sennhütten, die während des Sommers Unterkunft bieten. Sie sind ganz primitiv mit einem Kamin und Pritschen an den Wänden eingerichtet.

Die jetzige Männertracht kam um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf und stammt ursprünglich aus Telemarken. Charakteristisch sind die langen schwarzen Hosen mit grünen Aufschlägen und Nähten. Sie reichen bis unter die Achseln hinauf und haben unten an den Füßen Stulpen, die über die Schuhe zu knöpfen sind. Dazu wird ein ganz kurzes Ärmelleibchen getragen. Aus alten Nachrichten ist zu ersehen, daß seit dem Mittelalter achtmal die Tracht gewechselt wurde. Ein altes Bild zeigt einen Bräutigam mit gefälteten Kniehosen, die ein Nachklang der Renaissancetracht am dänischen Hofe sind. Jetzt unterscheidet sich die Bräutigamstracht nicht mehr von der gewöhnlichen, nur trug der Bräutigam vor einigen Jahrzehnten ein großes Silberkreuz um den Hals.

Die Weibertracht war viel konservativer und jetzt, wie in früheren Zeiten, tragen die Frauen und Mädchen unter anderen zwei Röcke übereinander, von denen der untere weiße unter dem kürzeren schwarzen hervorsteht und wie das Leibchen mit verschiedenfarbigen Säumen verziert ist, dazu einen Ledergürtel oder ein gewebtes Gürtelband. Die Brauttracht zeichnet sich durch drei Röcke aus, sowie durch einen Silbergürtel und Schmuck und durch einen eigenen Kopfputz. Die Röcke sind in der eigenartigen Glockenform zugeschnitten, ähnlich wie in Sørland, Telemarken, Pommern, Altenburg, Bayern und auf øsel. Der Glockenrock gehört aber auch zur Tracht der albanesischen Malissorinnen und findet sich schon auf den eigenartigen Kostümfigürchen von Mykenä.

Die Bewohner von Setesdal leben von Ackerbau und Viehzucht und dies prägt sich auch in ihren Sitten und Gebräuchen aus. Vielfach sind diese den in den Alpen üblichen ganz analog. Die letzte Garbe spielt auch hier eine Rolle und viele Bräuche werden bei der Wartung des Viehes beobachtet. Die Kühe müssen vor den Hexen und zauberkundigen Finnen gehütet werden. Die letzteren sind eine dem Norden eigentümliche Erscheinung des Volksglaubens, schon an »finngerd« bedeutet Zauberei. Wenn eine Kuh zum erstenmale gemolken wurde, trug man die Milch mit scheinbar großer Anstrengung hinaus und sagte dabei einen darauf bezüglichen Spruch, damit das Tier eine gute Milchkuh werde. Brot wurde nur zweimal des Jahres, im Frühling und im Herbst, gebacken und daraus sowie aus Milch, Butter, Käse, Grütze und Fleisch bestanden die einfachen Mahlzeiten. Bier wurde zur

¹⁾ Vergl. die Stallwohnungen in den Hochtälern von Savoyen, Eugenie Goldstern, Ergänzungsband XIV d. Wr. Zeitschr. f. Volksk. 1922, S. 10 u. 14 ff.

Ernte und zu Weihnachten gebraut, außerdem noch bei Hochzeiten, Taufen und Leichenschmäusen.

Ein Sammelpunkt für alten Glauben und Brauch bildet, wie überall im Norden, die Julzeit. Besondere Abwehrmaßnahmen mußten gegen die gefürchtete Oskereia, einen Geisterumzug in den finsternerer Winternächten ergriffen werden. Man übte auch die Erforschung der Zukunft, das Stephansreiten und Tränken der Pferde aus bestimmten Quellen, Julkuchen und Gelage fehlten nicht. Am ersten Jultag sollte nur das Allernotwendigste gemacht werden und während der ganzen Julzeit nichts rund gehen. Zu Ostern und Johannis wurden Feuer angezündet.

Interessant sind die Nachrichten über die Veranstaltung von Pferdekämpfen, bei denen Hengste aufeinander gehetzt wurden. Dieses Kampfspiel ist uralt und wird oft in den isländischen Sagas erwähnt. In Setesdalen wurde es bis in die Zwanzigerjahre des 19. Jahrhundertses geübt.

Viele Vorsichtsmaßregeln hat die junge Mutter zu beobachten. Sie wird von den Nachbarinnen besucht und mit Grütze beschenkt, ein Brauch, der sich auch auf den Faröern findet, wo das Geschenk Nornengrütze heißt. Alter Glaube liegt auch dem Brauch zugrunde, die Kinder in einer bestimmten Reihenfolge nach den Vorfahren zu benennen. Der heranwachsende Knabe wählt sich einen Freund und beide halten fest zusammen. Hier liegt vielleicht ein Nachklang der alten Blutsbrüderschaft vor.

Eine wichtige Angelegenheit für die ganze Familie ist die Heirat. Ähnliche Verhältnisse herrschten auch bei uns im Mittelalter und werden zum Beispiel im »Ruodlieb« genau geschildert. Der ganze Hochzeitszug ritt zur Kirche. Nach der Heimkunft hieb der Bräutigam mit seiner Axt oder einem Schwerte dreimal in den Feuergalgen, wobei er von den Beiständen aufgehoben wurde. Besonders altertümlich war das gemeinsame Trinken aus einer großen Bierkufe, die auf den Tisch gestellt wurde und aus der jeder sich mit einem Schöpfgefäß in Gestalt einer Ente oder eines Huhnes in kleinere Trinkschalen schöpfte. Dicselben vogelförmigen Gefäße werden in Rußland zu dem gleichen Zweck verwendet und dienen auch als Salzbehälter. In letzterer Verwendung finden wir sie auch in Savoyen und Piemont (vergl. Eugenie Goldstern a. a. O., S. 61 ff. und Gerda Cederblom, Ymer, 36, 1916, S. 27 ff.). Die Verwendung dieser eigenartigen Gefäße läßt auf einen ehemaligen kultischen Zweck schließen.

Die von der zum erstmal im Herbst zu Hause gewonnenen Milch und dem neugemahlenen Mehl bereitete Mahlzeit heißt »skeisungrauten«. Ein ähnliches Fest kennen die Siebenbürger Sachsen.

Zu einer Leichenfeier wird die Nachbarschaft gebeten und gemeinsam Bier getrunken, wobei auch eine Schale auf den Sarg gestellt wird.

Deutliche Reste heidnischen Kultus sind in den Opfern zu erkennen, die den »vetter« und »tusser« dargebracht werden. Sie sind die Geister der Vorväter, die nach ihrem Tode über das Schicksal des Hofes wachen und denen man ihren Anteil an Speise und Trank gibt, um sie sich günstig zu stimmen. Eine Nachricht von 1700 bezeugt, daß man dabei die Grabhügel feierlich umschritt.

Die zu Hause gewobenen Bänder, Handschuhe, Socken u. s. w. weisen teilweise alte Muster auf. Daß Holzschnitzerei von jeher in Setesdal betrieben

wurde, zeigen die berühmten Türpfosten von Setesdaler Kirchen. Eine eigene Schnitzart, die zur Verzierung der bäuerlichen Bauten verwendet wird, heißt »Setesdalskurden«. Die Möbel in den alten bäuerlichen Wohnstuben sind schwer und wichtig. Der vorherrschende Stil ist Renaissance, doch finden sich auch romanische Ranken- und Blattornamente sowie orientalische Palmbblattmotive. Hervorzuheben ist ein geschnitzter Bankrücken von 1741, zu dem Holzschnitte aus der Bibel König Christian III. die Vorlage bildeten. Aus Holz führt man nicht nur die Bauten auf, sondern aus diesem Material werden auch die Wirtschafts- und Haushaltsgeräte und Gefäße sowie das Eß- und Trinkgeschirr verfertigt. Dasselbe Ueberwiegen der Holzverarbeitung treffen wir auch in den Alpenländern.

Volkskundliche Sammlungen in Schweden.¹⁾

Von Dr. Leonhard Franz, Wien.

Es gibt kaum ein zweites Volk, das sich in so ausgedehntem Maße für die Geschichte seiner Kultur interessiert, wie das schwedische. Das beruht zum großen Teile wohl darauf, daß das verhältnismäßig kleine Volk auf einem hohen Grad der Kulturentwicklung angelangt ist, dabei aber doch vom Leben und Treiben der großen Welt mehr oder weniger abseits steht und infolgedessen stärker auf sich selbst angewiesen ist. Man begann in Schweden frühzeitig, den Blick auf kulturhistorische Fragen zu richten, sich zum Beispiel mit der Urgeschichte zu beschäftigen.

Auch für das, was wir Volkskunde nennen, regte sich früh Interesse. Der Beginn musaler Tätigkeit fällt ins 17. Jahrhundert. Die erste Sammlung wurde 1670 in Stockholm begründet. Ihr Zweck war kein rein wissenschaftlicher, vielmehr sozusagen ein patriotischer; sie sollte Alter und Herrlichkeit schwedischer Kultur dartun, war man doch gerade in dieser Zeit durch die literarische Tätigkeit des Polyhistor Olov Rudbeck und als Folge der Großmachtsperiode Schwedens auf den nationalistischen Gesichtspunkt eingestellt. In der erwähnten Sammlung, die den Grundstock des heutigen Historischen Museums in Stockholm bildet, war aber der vorgeschichtliche Teil noch der vorherrschende. Der erste, der sich dagegen bewußt die Aufgabe stellte, Denkmäler des Volkslebens jüngerer Tage zu retten, war Nils Gabriel Djurklou. Er begründete 1856 eine Gesellschaft, die sich für Sprache, Überlieferung und volkskundliche Denkmäler zunächst der Landschaft Nerike einsetzen sollte. Djurklou hatte allerdings Vorgänger, deren Streben in der gleichen Richtung ging, aber doch noch nicht so klare Formen angenommen hatte. Djurklous Beispiel wurde eifrig befolgt. So hatte man bereits um 1860 in der Bergwerksstadt Falun eine ansehnliche Menge von Volkstrachten aus der Landschaft Dalarna zusammengebracht. Heute

¹⁾ Die vorliegenden Zeilen beruhen zum größten Teil auf einer Übersicht über die Entwicklung der schwedischen Museen, die in den Einleitungskapiteln eines umfangreichen Kommissionsgutachtens zu einem neuen Gesetze über Denkmalschutz in Schweden (Betänkande och förslag angående kulturminnesvård, Stockholm 1922, Bd. I, S. 1 ff.) zu finden ist. Vgl. ferner N. Lithberg, Våra folklivsmuseer, in Svenska Turistföreningens Årsskrift 1923, S. 211 ff.

zählt man in Schweden über 200 volkskundliche Sammlungen, wobei freilich auch größere Sammlungen von Schulen mit eingerechnet sind.

Die größte und in vielem vorbildliche Sammlung birgt das Nordische Museum in Stockholm, 1872 von Arthur Hazelius begründet. Sie gab den volkskundlichen Sammlerbestrebungen in Schweden erneuten Antrieb und war der Anlaß zu einer Reihe von ähnlichen Gründungen im ganzen Lande.

Die meisten dieser schwedischen Sammlungen umfassen neben dem volkskundlichen Material in unserem Sinne noch Abteilungen, die die Kultur des Bürger- und Herrentums vorführen. Manche Museen gehen in der Abgrenzung ihrer Aufgabe noch weiter. So hat sich das Kulturhistorische Museum in Lund, dessen Grundbestand eine Sammlung zur bäuerlichen Kultur der Landschaft Schonen war, allmählich auch auf Kunsthandwerk geworfen und birgt gegenwärtig die bedeutendste keramische Sammlung Schwedens.

Zur Unterbringung der Sammlungen konnte man natürlich nicht überall eigene Gebäude errichten. Man hat daher auch andere Baulichkeiten herangezogen. So ist die Sammlung in Kalmar im Schlosse untergebracht, die in Halmstad in einem Turme der alten Stadtbefestigung, in Upsala im alten Universitätsgebäude. Sogar nicht mehr in Benützung stehende Kirchen hat man als Museen verwendet. Die Heranziehung ursprünglich anderen Zwecken dienender Baulichkeiten hat begreiflicherweise für die Aufstellung der Sammlungen vielerlei Nachteile im Gefolge, mitunter geben aber gerade solche alte Gebäude, vor allem Kirchen, einen äußerst stimmungsvollen Rahmen ab.

Es gibt noch eine weitere Möglichkeit der Aufstellung, die zuerst in Schweden ausgewertet worden ist und gegenwärtig stark angewendet wird, nämlich das Freilichtmuseum. Jedem Volkskundler wohlbekannt ist das Freilichtmuseum Skansen in Stockholm, das 1891 von dem früher schon erwähnten Hazelius eingerichtet wurde und das heute mit seinen vielen, vollständig ausgestatteten Bauernhäusern u. s. w. eine Sehenswürdigkeit erster Ordnung ist. Ein zweites Museum gleicher Art befindet sich gerade jetzt in Lund im Entstehen. Kleinere ähnliche Anlagen gibt es mehrere in Schweden.

Da man in solche Freilichtmuseen natürlich nicht immer ganze Bauernhöfe aufnehmen kann, versuchte man an verschiedenen Orten diesem Mangel auf wahrhaft großzügige Weise zu begegnen: man hat einfach an Ort und Stelle vorhandene Gehöfte als Museen eingerichtet. So kaufte das Kulturhistorische Museum in Lund im Jahre 1923 einen Hof in Schonen, der außerdem einem Sonderzweck dienen wird; auf ihm sollen die alten schwedischen Haustierrassen gepflegt und die alten Ackerbaumethoden weiter geübt werden. In einem anderen Falle ist man sogar noch weiter gegangen. Eine Bergwerksaktiengesellschaft, die in löblicher Weise auch sonst Geld für kulturelle Zwecke übrig hat, erwarb ein ganzes Dorf (Koversta in der Landschaft Gästrikland), um es als Kulturdenkmal zu bewahren.

Mit der Errichtung von Sammlungen allein läßt man es aber nicht bewenden. Man trachtet auch auf andere Weise altes Kulturgut zu retten — so hat man an mehreren Orten, vor allem in Stockholm und in Göteborg, Archive zur Volkskunde angelegt — und versucht die breitere Öffentlichkeit in den Dienst der Sache zu stellen. Neben Kursen, Kongressen und Vor-

führungen, wie solche in besonders stattlicher Anzahl im Sommer 1923 in Göteborg stattfanden, ist eine Reihe von Zeitschriften in dieser Richtung tätig.

Durch die große Zahl von Sammlungen sowie von Zeitschriften wird der Stoff freilich stark zersplittert. Wollte man ihn aber mehr zentralisieren, so hätte auch das sicherlich einen Nachteil im Gefolge: das Interesse weiterer Kreise würde dadurch vermindert. Es ist ja klar, daß die Bewohner etwa Südschwedens viel weniger mittun würden, wenn sie wissen, daß das Material, das sie aufbringen, vielleicht nach Stockholm wandert, als wenn sie das Bewußtsein haben, für sich selbst zu arbeiten. Es ist auf jeden Fall besser, den Stoff, wenn auch zerstreut, zu besitzen, als ihn durch zu stark hervorgehobenes Zentralisieren zu verlieren oder doch wenigstens dieser Gefahr auszusetzen. Erst wenn eine zielsicher das ganze Land umspannende Zentralstelle vorhanden ist, kann man kleineren Sammlungen mit Erfolg an den Leib rücken.¹⁾

Steirische Volksgenealogie.

Von Dr. Viktor Lebzelter, Wien.

Eng verbunden mit der Heraldik war die Genealogie in vergangenen Zeiten ein beliebtes Feld der Forschung. Der Rationalismus wie auch ein schlecht verstandene Ideologie von der Gleichheit aller Menschen hat diesen Wissenszweig im 19. Jahrhundert verdorren lassen. Es war die Großtat von Ottokar Lorenz, die Genealogie als Wissenschaft neu begründet zu haben. Seinen Erfolg dankte er nicht zuletzt seiner Anlehnung an die biologische Erblichkeitsforschung, der er selbst so vieles gegeben hat. Mögen es nun historische oder biologische Interessen sein, die zur Untersuchung einer lebenden Population führen — wir erhalten immer nur einen Horizontalschnitt der im lebendigen Flusse befindlichen Entwicklung. Die Entwicklung der Population selbst, können nur Vertikalschnitte zeigen. Solche vermag uns nur die Familienforschung zu liefern. Professor Dr. K. Brandner hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, diesen Vertikalschnitt der Entwicklung der steirischen Bevölkerung zu geben.²⁾ Er sagt (l. c. S. 1): »Eine Genealogie, die das gesamte Volk einer Gemeinde oder eines Landstriches oder eines ganzen Landes umfaßt, gibt es bisher nicht. Man könnte eine solche Genealogie, die nicht einzelne Persönlichkeiten für sich, sondern im Zusammenhang mit der Abstammung die ganze Bevölkerung eines Ortes behandelt, Volksgenealogie nennen.« Quellen für derartige Untersuchungen sind die

¹⁾ Zur Ergänzung der vorstehenden Ausführungen sei bemerkt, daß in den 1922 von einer besonderen Kommission entworfenen Vorschlag zu einem neuen Denkmalschutzgesetz (vergl. vorhergehende Fußnote) auch volkshkundliche Denkmäler einbezogen sind. Der Wortlaut des betreffenden Gesetzabschnittes ist sehr dehnbar, so daß dem Reichsantiquar (der unserem Denkmalamte entspricht) die Möglichkeit zu weitgehender Anwendung des Gesetzes geboten ist.

²⁾ Die Bevölkerung der Pfarre Weichselboden in Steiermark. Genealogisch dargestellt. Nebst einigen Gedanken über die Schaffung einer steirischen Volksgenealogie. Von Professor Dr. Konrad Brandner. Jahresbericht des Fürstbischöflichen Gymnasiums am Seckauer Diözesan-Knabenseminar Carolinum Augustineum in Graz 1919/1920. Graz 1920.

Matrikenbücher der Pfarrämter. »Ich habe,« schreibt K. Brandner weiter (S. 5), »nun den Versuch gemacht, aus den Matriken der Hauptpfarre Haus im Ennstal eine derartige Volksgenealogie für diese Pfarre zusammenzustellen. Das Taufbuch dieser Pfarre beginnt 1586, das Trauungsbuch 1601. Dieser Versuch hat ergeben, daß der Stammbaum vieler Bauernfamilien, die heute noch in dieser Gemeinde ansässig sind, sich bis in die Zeit um 1530 lückenlos zurückführen läßt. In manchen Fällen sitzt die Familie sogar noch auf demselben Bauernhof wie vor 400 Jahren«. Da sich nun in den meisten Gemeinden die Matriken so weit zurückführen lassen, konnte man an eine Arbeit denken, die ganz Steiermark umfaßt. Brandner fand unter der Pfarargeistlichkeit Steiermarks zahlreiche Helfer und in den »Mitteilungen über die Fortschritte der steirischen Volksgenealogie« von Weihnachten 1922 berichtet K.-Brandner, daß bereits vier Genealogien vorliegen, nämlich Haus mit Assach (Dr. K. Brandner), St. Oswald bei Plankenwart (P. Alexander Graf), Tauplitz (Pfarrer Franz Wanz) und Weichselboden (K. Brandner). Bis jetzt ist die Volksgenealogie von 75 Pfarren in Angriff genommen, deren Bevölkerungszahl 119.983 oder 12 Prozent der steirischen Bevölkerung ausmacht. Es handelt sich hier um ein ganz großzügiges Unternehmen, das die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt im höchsten Ausmaße verdient und bei richtiger Durchführung die grundlegendsten Ergebnisse für die Bevölkerungsgeschichte gewärtigen läßt. Nicht um an der mühevollen und verdienstlichen Arbeit Kritik zu üben, sondern lediglich im Interesse des endlichen Erfolges seien mir einige Bemerkungen zu den Stammbäumen der Pfarre Weichselboden, die K. Brandner publiziert hat, gestattet. Die Summe der Stammbäume stellt, wie gesagt, einen Vertikalschnitt der Entwicklung Weichselbodens dar. Dieser Vertikalschnitt wird aber nur dann wirklich verständlich, wenn auch angegeben wird, welche Deszendenten noch in der Gemeinde ansässig sind. Am besten wäre es, man würde die Ergebnisse der genealogischen Untersuchung jeweils an Hand der letzten Volkszählungsdaten erläutern. Ein schwerer Mangel, der bei den weiteren Untersuchungen unbedingt vermieden werden sollte, ist die Nichtberücksichtigung der Sterbedaten. Dadurch werden diese Stammbäume für biologische und bevölkerungsstatistische Untersuchungen unbrauchbar. Bei Berücksichtigung dieser Daten wären sie eine unschätzbare Fundgrube gerade für diese Disziplinen. Aber auch in der Form, wie sie K. Brandner publiziert, sind diese Stammbäume eine Quelle reicher Erkenntnisse. Er selbst berichtet über »Taufnamen in der Pfarre Haus im 17. Jahrhundert« viel Interessantes ¹⁾ Aus den von ihm publizierten Stammbäumen Weichselbodens läßt sich einiges über Art und Grad der Mischung der Bevölkerung entnehmen. Die Darstellung umfaßt 329 Stammbäume. Leider läßt sich, wie gesagt, nicht ersehen, wie viele der angeführten Personen das zeugungsfähige Alter erreichten. Aus dem Ortschaftenverzeichnis ist zu ersehen, woher die Ortsfremden stammen, die in der Pfarre Weichselboden geheiratet haben. Darin kommen niederösterreichische Orte 25mal, oberösterreichische viermal, salzburgische dreimal, tirolische viermal, böhmische sechsmal, mährische dreimal,

¹⁾ Mitteilungen über die Fortschritte der steirischen Volksgenealogie. Nr. 2. Weihnachten 1922.

kärntnerische zweimal, jugoslawische fünfmal, ungarische zweimal, preußische einmal und Wien zweimal vor. Aber es ist nicht erkennbar, inwieweit die Bevölkerung Weichselbodens durch diese fremden Zuzügler eine Änderung erfuhr. Denn gewöhnlich werden die Ehen in der Pfarre geschlossen, wo die Braut eingepfarrt ist. Es sind also auch alle jene Ehen vermerkt, die zwar in Weichselboden geschlossen wurden, wo dann aber die Eheleute nach auswärts verzogen sind. Auch dieses Beispiel erhärtet die Notwendigkeit, die Ortsansässigen besonders hervorzuheben. Immerhin ist zu erkennen, daß der Mischungskreis der Weichselbodener Bevölkerung ein außerordentlich enger ist. Es wird möglich sein, an Hand solcher volksgenealogischer Darstellungen den Grad der Inzucht in unseren Alpentälern genau und ziffermäßig darzustellen. Damit gewinnen diese Untersuchungen auch eine praktische volksgesundheitliche und rassenhygienische Bedeutung. Den wackeren Forschern auf diesem Gebiete ist bei ihrer Arbeit im Interesse des Volksganzen der beste Erfolg zu wünschen.

Für Freunde der Familienforschung mag angemerkt sein, daß für die Diözese St. Pölten ein wertvolles Hilfsmittel in dem Verzeichnis der Geburts- und Trauungsmatriken jeder Pfarre mit Angabe der Laufzeit vorliegt, und zwar bei **Riesenhuber**: Die Kunstdenkmäler der Diözese St. Pölten, Verlag Kath. Volksbund St. Pölten, auf das trotz seines dem Genealogen sonst fernabliegenden Themas hier ausdrücklich hingewiesen sei.

Heimattag Innsbruck 1923.

(25.—29. Juli.)

Der Innsbrucker Heimattag wurde veranstaltet von der bayrisch-österreichischen heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft »Inn-Salzachgau« und vom »Österreichischen Heimatschutzverband«. An der Eröffnung der Tagung nahm der Herr Bundespräsident Dr. Michael Hainisch teil. Die Tagung ist in jeder Hinsicht gelungen: der Stadtsaal, in dem die Vorträge gehalten wurden, war immer »warm« gefüllt, 14 Vorträge bekamen die Gäste zu hören, die so ziemlich alles umfaßten, was mit dem Heimatbegriff zusammenhängt.

Dr. Geramb, Graz, riß auch hier wieder die Hörer mit, als er in seiner eigenen gefühlsdurchglühten Art nachwies, wie es keine Entwicklung des Menschen über seine Anlage hinaus gibt, wie wir zum Begriff Volk nur durch den Begriff Heimat aufsteigen können und nur durchs Volk hiedurch zum Begriff der Menschheit; so gefaßt verliert der Heimatbegriff alles Kleinliche, Kleinbürgerliche und Bezirkshafte und wird zu einem der mächtigsten Menschheitswerte. Eine ganze Reihe von Vorträgen befaßte sich natürlich mit der Heimat an Ort und Stelle, also mit Tirol und Innsbruck, reichliche Führungen unterstützten das Wort: Dr. Weingartner (Tiroler Burgen), Ing. Wiesenberg (Heimatschutztätigkeit in Tirol), Dr. Garber (Gotik und Renaissance), Dr. Hammer (Die Tiroler Architektenfamilie der Gump), Dr. Schatz (Tiroler Mundarten), Dr. Wopfner (Das Tiroler Bauernhaus). Es nahm aus dieser Reihe von Vorträgen jeder Teilnehmer

den Eindruck mit: Tirol kann sich in der Heimatschutzfähigkeit als Muster sehen lassen. Eine Heimatkunst-Wiederaufbauarbeit, wie sie in der schwersten Kriegszeit in Deutsch-Matrei geleistet wurde, dürfte überhaupt unerreicht dastehen.

Die Brücke zu Bayern hinüber schlugen vorwiegend zwei Vorträge: Dr. Stolz (Bayern und Tirol in ihren geschichtlichen Beziehungen), leider vorwiegend politisch eingestellt und zu wenig die wirklichen volklichen Beziehungen ausführend, und Dr. Karlinger, München (Das Bürgerhaus von Tirol bis Wien), an der Hand der städtischen Wohnbauten ein Kulturbild entwickelnd, das eine geschlossene Einheit der Inn- und Donauländer bewies.

Vier Vorträge hoben schließlich die Heimatfrage ins allgemeine: Dr. Knöpfler (Familienforschung und Heimatkunde), Dr. Berger, Linz (Schule, Lehrer und Heimatkunde), Dr. Schmid, München (Das Heimatmuseum), Dr. Lüers, München (Hochschule und Volkstumskunde). Der Familienkunde kommt heute die allergrößte Bedeutung zu, die weit über den bloß heimatkundlichen Rahmen hinausgeht und stark soziologische Wirkungen bringen kann; sie bringt in unser ganzes staatsbürgerliches und gesellschaftliches Denken wieder organische Anschauungen hinein und vermag zu verbinden, wo es sonst nur Spaltung gibt. Aus Bergers Vortrag prasselte es oft hagelscharf nieder auf jene Art des Unterrichtes besonders in den Lehrerbildungsanstalten, die die Anschaulichkeit des Unterrichtes überall hernimmt, nur nicht aus dem Nächstliegenden, der Heimat. Lüers verfocht warm die Selbständigkeit der Volkskultur und lehnt es ab, mit Naumann die gesamte Volkskultur nur als gesunkenes Kulturgut höherer Schichten zu erklären. Er betont die Wichtigkeit volkkundlicher Schulung für sämtliche akademische Berufe. Die Tagung nahm im Anschluß an diesen Vortrag einstimmig eine Entschliebung Prof. Haberlandts an, die Unterrichtsverwaltung möge in allen Universitäten selbstständige, volle Professuren für Volkskunde schaffen.

An die Heimatschutztagung schloß sich für Lehrer und Lehrerinnen ein 14tägiger Volksbildungskurs an, den der Landesreferent für Volksbildung in Tirol Dr. Dinkhauser trefflich leitete. Dieser Kurs, besser gesagt, eine 14tägige Lebens- und Arbeitsgemeinschaft fand in Rotholz bei Jenbach statt; die dortige landwirtschaftliche Lehranstalt stellte leere Räume und Wohnräume zur Verfügung. Die Vortragenden waren Metzler-Vorarlberg, Ringler-Innsbruck, Inama-Innsbruck, Geramb-Graz, Wopfner-Innsbruck. Es ist nicht möglich, auf die Einzelheiten einzugehen. Es kann nur gesagt werden, daß dieser Volksbildungskurs eine ganz außerordentlich treffliche Veranstaltung war, trefflich besonders in der Hinsicht, daß kein Wort, das gesprochen wurde, im Unanschaulichen blieb; wo immer es möglich war, folgte dem Vortrag oder ging ihm voraus eine entsprechende Führung in eine Stadtsiedlung, auf die Alm, in Kirchen u. s. w. Besonders anregend wirkte die stille, bescheidene und nüchterne Art Wopfners (der ein ganz ausgezeichnetes Merkblatt für heimatkundliche Beobachtungen herausgegeben hat); man freute sich an ihm, ein überrasgendes Wissen mit dem einfachsten Vortrag gepaart zu finden, was bei unseren deutschen Gelehrten immer noch eine Ausnahme ist. Nur in solchen länger

dauernden Arbeitsgemeinschaften, die sich auf eine kleine Zahl von Teilnehmern beschränken, ist es möglich, Lehrer und Hörer einander so nahe zu bringen, daß für Ort und Stelle der Nutzen festgestellt werden kann. Aus solchen Veranstaltungen sollte allmählich in jedem Bundesland eine ähnliche Einrichtung entstehen, wie sie bis jetzt nur Steiermark in St. Martin hat.

Dr. Karl L u g m a y e r.

Literatur der Volkskunde.

Erich Jung: Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. F. J. Lehmanns Verlag. München 1922.

»Es steckt ganz sicher an weit zerstreuten Stellen im Lande, in einzelnen Landkirchen, in kleinen Sammlungen, vor allem in mündlicher Überlieferung, noch ein ungeheurer Stoff, der für Untersuchungen wie die vorliegende fruchtbar gemacht werden kann. Dieser Stoff kann nur durch die freiwillige Mitarbeit vieler Einzelner, Ortsgelehrter, Pfarrer, Lehrer, aber überhaupt aller Liebhaber und Freunde der vaterländischen Geschichte nutzbar gemacht werden.« Dies und die vom Verfasser an anderer Stelle mit Recht gemachte Feststellung, »daß die deutsche Altertumsforschung, die in vielen Richtungen und besonders nach der Seite der Sprachgeschichte so eifrig betrieben wird, eine besondere deutsch-mittelalterliche Denkmälerkunde bisher im Grunde noch gar nicht ausgebildet hat«, empfehlen das im ganzen gerade in den Deutungen maßvolle und den Ansprüchen neuzeitlicher Quellenforschung meist Rechnung tragende Buch tatsächlich jedem Volksfreund und Volksforscher, wenn auch der innerem Bedürfnis entsprungene, weniger maßvolle Versuch, immer wieder Beziehungen zum abgelaufenen Weltkrieg herzustellen, bei solcher Erlebnishöhe nicht als wissenschaftlich zweckvoll empfunden werden kann. So hat es ein J. Grimm (zitiert S. 8) in der Wissenschaft nicht gemeint und nicht gehalten.

Die deutsche Wissenschaft hat dieses Ineinanderspielen von Erkenntnis und Neigung bisher anderen Nationen überlassen und, von höherer Warte besehen, gut daran getan. Man wird aber mit Interesse den davon freien Darstellungen vom Untergang der alten Götter in Freising und Regensburg, vom einarmigen Schwertgott und Fenriswolf in Berchtesgaden, dem Lindwurm kämpfer in Basel, Straubing u. s. w. folgen, wobei der Verfasser die Zusammenstellung auf gute neuzeitliche Arbeiten stützt; ebenso wird man es dankbar begrüßen, über eine ganze Reihe der schwer deutbaren frühmittelalterlichen Steinbilder hier eine Zusammenstellung zu finden, wozu auch verstümmelte männliche Bildnisse zählen; auch der Mut zur Deutung von Roßdarstellungen in Verbindung mit Hakenkreuz und Rad muß im Sinne des Verfassers gefunden werden; doch scheint bei anderer Symbolik nicht immer der Weg der richtige. Die Verknüpfung St. Oswald-Wotan, St. Peter-Donar, St. Michael-Wodan, der ritterlichen Heiligen Georg-Martin mit älteren Vorstellungen u. s. w. wird manchenorts auf die Lokalforschung anregend wirken können, bei der hl. Kümmerus ist aber vorläufig nur der Wunsch, alte Überlieferung auch hier nachzuweisen, Vater des Zweifels an späterer Ausdeutung aus romanischen Christusbildern. Diese Sucht nach dem »Alten«, bei der immer wieder — nicht bloß hier — der Blick des Forschers auf das »Urgermanische« u. s. w. gerichtet bleibt, die phantasjestarke und auch künstlerisch-schöpferische Zeit des Mittelalters aber noch immer nur als von älterem Erbe zehrend aufgefaßt wird, muß aber doch einmal als unwissenschaftliche Einstellung angekreidet werden. Möge der Verfasser die Arbeit gerade im Sinne eines seiner wertvollen Beiträge: »Die Zuverlässigkeit der Volküberlieferung in Sage und Sitte« vertiefen und ihm eine nächste Auflage auch eine klarere Anordnung des manchmal durch Wiederholungen und Einschleissel belasteten Stoffes bald ermöglichen.

Dr. A. H a b e r l a n d t.

Einige Beispiele aus Obersteiermark zu Erich Jung: »Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit J. P. Lehmanns Verlag, München 1922.

Erich Jung weist für Deutschland in einer überzeugenden Fülle von Beispielen nach, daß sich im Bilderschmuck alter Stifte, Kirchen und Kapellen noch zahlreiche Anklänge an die besiegte heidnische Götterwelt vorfinden. Freilich werden die Heidengötter und ihre Sinnbilder nicht zur Anbetung in ihrer verehrungswürdigen Gestalt dargestellt, sondern als überwundene Dämonen; besonders Ziu, Wodan, Donar mußten diese Erniedrigung erdulden. (S. 154.) Man wollte zeigen, daß sie gebannt, Diener des Christengottes geworden seien. Oft umgeben Gnomen und Kobolde, Männlein mit großen Köpfen, zu langen Armen, kurzen Beinen, Zöpfen und Bärten die Gesimse, zur Lächerlichkeit verurteilte Zerrbilder einst verehrter und gefürchteter Gestalten (S. 170), vielleicht sogar Darstellungen der einstigen heidnischen Priester. Manchmal strecken sich gegen die heidnischen Götter und ihre Sinnbilder abwehrend erhobene oder den Weihwedel haltende Priesterhände. (S. 223 f.)

Wie ich glaube, dürfte sich auch in Österreich eine Fülle derartiger heidnischer Überbleibsel finden, da ich schon in dem kleinen, mir näher bekannten obersteirischen Kreis in kurzer Zeit drei Beispiele fand. In der Stiftskirche zu Seckau zeichnet sich die zweite Säule links vom Eingang ebenso wie ihr Gegenstück auf der anderen Seite durch ihre achteckige Gestalt (Erinnerung an den achteckigen Sonnenstern) aus, während alle anderen rund sind. Sie als einzige trägt figuralen Schmuck, der bisher als Löwe, Falken tragender Knabe und Priester in der Casula mit offenem Buch gedeutet wurde. (Ferdinand Krauß: Die eherne Mark, Graz 1897, 2. Bd., S. 335 f.) Wie ich schon einmal (»Deutsches Vaterland«, 4. Jahrg., Augustheft 1922, S. 258) andeutete, vermutete ich, daß der Priester eine Beschwörung vornehme, der Vogel, unter dem der Knabe sich beugt, ein Rabe, der Löwe, wie auch sonst manchmal, auch hier das Sinnbild des Heidentums sei. Auch die Bekrönung durch die auf keiner anderen Säule angetroffene heraldische Lilie, in der man auf so frühen Denkmälern noch die Erinnerung an ihre ursprüngliche Flammenbedeutung zu erkennen glaubt, bestärkte mich in meiner Ansicht. Noch klarer erschien mir diese Deutung, als ich die Säule nicht nur nach Abbildungen, sondern aus eigener Anschauung kennen lernte. Die andere Hälfte des Säulenendes zeigt nämlich ein widerähnliches Tier, daneben einen Priester, auf dessen anderer Seite einen bärtigen Kobold mit einem Hammer in der Hand. Der Widder ist dem Donar geweiht, der, zur Koboldsgestalt zusammengeschrumpft, durch Bart und Hammer noch deutlich gekennzeichnet ist. Der Priester bannt wohl auch hier die bösen heidnischen Gewalten. Vielleicht könnte man den Knaben unter dem Raben als Wodan, den schwer erkenntlichen Löwen als seinen Hund ansprechen. Auch aus der linken Ecke neben dem Eingang lugt ein Fratzenkopf hervor. Alte Sagen vom Teufelsberg, der sich in der Johannismacht öffnet, deuten auf alte Wodansverehrung. Die Sage von der Entstehung des Klosters gemahnt an einstigen Baumkult. Graf Adalram von Waldeck, suchte, da sich Marein wegen seiner Straßennähe für die Klostergründung ungünstig erwies, nach einem geeigneten Platz. Da hörte er bei einer Rast im Walde eine geheimnisvolle Stimme: *hic seca*; als er an dieser Stelle einen Baum fällen ließ, fand er darin das wundertätige Muttergottesbild, das noch heute in einer Seitenkapelle verehrt wird. So entstand 1142 das Kloster Seckau an der heutigen Stelle.

Das Kirchlein in St. Marein, 1075 zuerst urkundlich erwähnt, im 15. Jahrhundert (1443 vollendet) zu einem größeren Gotteshaus umgestaltet, zeigt links im Vorhof Fratzenköpfe, Raben, Lindwürmer, kopflose Ungeheuer auf dem Nacken eines Mannes, der einen Stab in der rechten, ein beckenähnliches Gebilde in der linken Hand hält. Vielleicht soll auch hier ein heidnischer Priester, umgeben von den Sinnbildern seiner Lehre, dargestellt werden. Denn nur als Spielereien des Baumeisters, wie so viele gotische Zierate gedeutet werden, lassen sich diese, entschieden aus älterer Zeit stammenden Darstellungen nicht deuten. Das Kapital links vom Altar trägt ein Gebilde, einem Doppeladler gleichend, rechts, links und gegenüber vom Seitenaltar

lauern Ungeheuer. Über dem Eingang läuft ein Fries von Doppel- und Tierköpfen. Auch außen an der Kirche grinsen von der Höhe gnomenhafte Fratzen herab, rechts von ihnen läßt sich die Sonnenrosette deutlich erkennen, dazwischen sieht man schwer deutbare Tiergestalten, anscheinend Hasen und Schweine. (Den Göttern geheiligte Tiere, Opfertiere.)

Im romanischen Karner von St. Lambrecht (12. Jahrhundert, Klostergründung 1063) dienen als Kapitältschmuck in Altarnähe Kobolde, die ihrer Stellung nach wohl am ehesten als Verzerrungen betender heidnischer Priester gedeutet werden könnten. Da in dieser Gegend noch manche aus heidnischer Wurzel sprossende Sage fortlebt, wäre es vielleicht nicht ausgeschlossen, daß man durch die Bannung der bösen Geister in der Kirche der als Aberglauben lange noch heimlich fortglühenden Götterverehrung ein Ende bereiten wollte.

Gewiß fänden sich in unserer Heimat noch viele Bauwerke, die uns in Stein gemeißelt, verborgene Kunde aus fernen Zeiten bringen könnten.

Dr. Gisela Mayer-Pitsch.

Franz Kirnbauer: Das deutsche Bergmannslied. (Sonderabdruck aus: »Das deutsche Volkslied«, 1923.)

Der Verfasser, ein junger Bergakademiker, hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, das schon so gut wie verschollene Bergmannslied in seiner geistlichen, wie weltlichen Form geschichtlich darzustellen. Verfasser hat bisher über 60 solcher Lieder aufgefunden und gesammelt. Sie spiegeln die Gemütswelt der Bergarbeiter mit ihrer opferreichen, mühevollen, unterirdischen Arbeit in oft ergreifender Art wider. Der häufig durchklingende Standesstolz ist sicher sehr berechtigt.

Lily Weiser: Jul, Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsbaum. Eine volkstümliche Untersuchung ihrer Geschichte. Verlag Friedrich Andreas Perthes A. G. Stuttgart-Gotha 1923.

Diese volkskundliche Untersuchung befaßt sich in gründlicher Weise mit der Geschichte des Weihnachtsfestes. Der Titel der Schrift gibt auch zugleich die Anordnung des Stoffes wieder, der oft in seiner gedrängten Fülle die Schilderung zu sprengen droht.

In allen drei Fällen werden zunächst die Entwicklungslinien des zu behandelnden Gegenstandes aufgezeichnet und dann dieser selbst aus dem sorgfältig durchforschten Material herausgearbeitet und festgehalten. Das ist bei Wiedergabe des nordischen Mittwinterfestes Jul ebenso der Fall wie bei der des deutschen Weihnachtsgeschenkes und des Christbaumes, sowie beim Skizzieren der damit verbundenen Festgebräuche, Sitten, Märgen und Legenden. Dabei werden die ausgewählten Kernfragen von möglichst vielen Seiten eingehend beleuchtet, nicht nur vom allgemein religionskultur- und sprachgeschichtlichen Standpunkt aus, sondern auch vom volkskundlich-mythologischen. Ein weiterer Vorzug, der sich zum genannten gesellt, beruht darin, daß die Verfasserin bei aller Einzelarbeit doch nicht den Zusammenhang verliert, daß sie vielmehr die breite Überlieferung der Sitten aller Völker in den eigenen Faden mit verwebt.

Bei dem regen, gerade heute sich in Deutschland hinsichtlich der Geschichte seiner alten Bräuche zeigenden Interesse schenkt Lily Weiser dem Gelehrten wie dem Laien ein Buch, das besonders auch dann willkommen sein wird, wenn es sich darum handelt, bei Weihnachtsfestlichkeiten einschlägiges Stoffgebiet zu verwerten.